Orientalistische Literaturzeitung

Monatsschrift für die Wissenschaft vom vorderen Orient

und seine Beziehungen zum Kulturkreise des Mittelmeers

Herausgegeben von Professor Dr. F. E. Peiser, Königsberg i. Pr., Goltz-Allee 11

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, Leipzig

Blumengasse 2.

19. Jahrgang Nr. 8 — Manuskripte und Korrekturen nach Königsberg. — Drucksachen nach Leipzig. Jährlich 12 Nrn. — Halbjahrspreis 6 Mk. — August 1916

Inhalt.

Abhandlungen und Notizen Sp. 225—237
Hestermann, Ferd.: Zum Pronomen im Lykischen 230
Schroeder, Otto: סִפֵּר (2. Kön. 12, 5—13) und *amêl sipiri* . . 228
Spiegelberg, Wilh.: Eine Illustration aus der Ramessidenzeit zu dem ägyptischen Mythus vom Sonnenauge 225

Besprechungen . . . Sp. 237—250
Anton Schiefner: Kalewala, hrsg. v. M. Buber (H. Lessmann) . 246
Dahl, Edmund: Nyamwesi-Wörterbuch (F. Bork) 246
Ebeling, Erich: Keilschrifttexte aus Assur religiösen Inhalts. 2. Heft (Bruno Meissner) . . . 240
Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg: Vom Kongo zum Niger und Nil (F. Bork) 245
Klebs, Luise: Die Reliefs des alten Reiches (Walter Wreszinski) 237

Sprechsaal 250
Altertumsberichte 252
Aus gelehrten Gesellschaften . 253
Personalien 254
Zeitschriftenschau . . . 255—256
Zur Besprechung eingelaufen . 256

Eine Illustration der Ramessidenzeit zu dem ägyptischen Mythus vom Sonnenauge.

Mit einer Tafel.

Von Wilhelm Spiegelberg.

Vor kurzem habe ich[1] den Nachweis erbringen können, dass der unter dem Namen „Kufi" gehende demotische Papyrus zu Leiden (I 384) die ägyptische Sage von der Wanderung des Sonnenauges enthält. Soweit der Text erhalten ist, erzählt er in der Form einer „mythischen Novelle" (als ἱερὸς λόγος) die Rückführung des nach Aethiopien entflohenen Sonnenauges, das als eine „äthiopische Katze"[2] erscheint, zu ihrem Vater dem Sonnengott Phrê. Dieser hat seinen Götterboten Thoth (Hermes), der die Gestalt des ihm heiligen Tieres, des Affen, angenommen hat, mit der schwierigen Aufgabe betraut, die feindliche Tochter wieder in die Heimat zurückzubringen. Die Schilderung dieser diplomatischen Mission, bei welcher der Gott der Weisheit vor allem durch Tierfabeln auf die Stimmung der wütenden Sonnenkatze zu wirken sucht, bildet den wesentlichen Inhalt des in dem demotischen Papyrus überlieferten Textes.

Die Leidener Handschrift gehört der römischen Kaiserzeit (1—2. nachchristl. Jahrh.) an. Die vorliegende Redaktion wird nicht viel jünger sein und schwerlich vor die Ptolemäerzeit zurückgeschoben werden können. „Dagegen wird man aus der Literaturgattung nicht auf eine späte Zeit schliessen dürfen. Denn wenn auch die Tierfabel sonst in der altägyptischen Literatur bisher noch nicht nachgewiesen worden ist, so liefern doch die Tierzeichnungen des satirischen Turiner Papyrus den vollgültigen Beweis, dass bereits in der Ramessidenzeit (um 1200 v. Chr.) die Tierfabel bekannt war. Vermutlich ist sie noch viel älter . . ." Diese a. a. O. von mir ausgesprochene Vermutung hat sich in ihrem ersten Teil nun unerwartet schnell bestätigt. Fast gleichzeitig mit meiner Abhandlung hat Heinrich Schäfer[1] ägyptische Zeichnungen auf Scherben veröffentlicht, die zum grössten Teil aus der 19.—20. Dynastie (etwa 1350—1100 v. Chr.) stammen, also im wesentlichen aus der von mir als „Ramessidenzeit" bezeichneten Periode. Dazu gehört die zuf der beigegebenen Tafel abgebildete Skizze Inv. 21443[2]. Dargestellt ist oben nach Schäfer[3] „ein brütender reiherähnlicher Vogel", der aber sehr wohl (man beachte namentlich die Schwanzfedern) ein Geier sein könnte. Darunter sitzt links „auf einem niedrigen Postament nach rechts ein Löwe (oder ist es eine Katze?) mit offenem Maule, der in der erhobenen Rechten

[1] Sitzungsberichte der Ak. Wiss. Berlin, 1915 S. 876 ff.

[2] Vorübergehend auch in der Metamorphose einer Löwin. Beide Tiere gehören der Göttin Tefnet (Tfênet) an, die eine Personifikation des Sonnenauges ist.

[1] Jahrbuch der Kgl. preuss. Kunstsammlungen, 1916 23 ff.

[2] Abgebildet als Abb. 6 Seite 28. Besprochen unter Nr. 11, 18 und 42.

[3] Ich behalte absichtlich die Beschreibung des Herausgebers bei, weil sie ohne Kenntnis der demot. Erzählung objektiver ist, als es die meinige sein würde.

einen gekrümmten Stock hält". Ihm gegenüber sitzt eine „Meerkatze nach links, die an einer Dattel frisst und ein Dattelbüschel in der anderen Pfote hat".

Wer die demotische Erzählung gelesen hatte, musste sofort in dieser Zeichnung eine Illustration derselben erkennen, und so wurde ich auch von verschiedenen Seiten (z. B. von den Herren Erman, Sethe, Wiedemann) auf diesen Zusammenhang hingewiesen. Es ergab sich nun, dass die Tiere nicht isolierte Skizzen auf dem Kalkstein waren, sondern in innerer Beziehung zueinander standen, was auch äusserlich wenigstens für den Löwen (Katze?) und den Affen in der Komposition deutlich hervortritt[1]. Und für diese untere Szene glaube ich auch die nähere Deutung geben zu können. Als die Katze und der Affe in der demot. Erzählung 19/11 ff.) gemeinsam nach Aegypten zurückwandern, da suchte die Katzengöttin die Reise dadurch zu verzögern, dass sie ihren Begleiter durch die Genüsse des äthiopischen Landes zu längerem Verweilen verführte. Als sie an einer Dattelpalme vorüberkamen (19/11), „da lief der kleine Hundsaffe (= Thoth) zu der Palmfrucht(?) und die Palme [freute sich(?)], als er die Palmfrucht(?) ass, indem sein Gesicht an seinem Finger lag(?)". Diese Szene scheint mir in der Skizze illustriert zu sein. Der Stecken (Wanderstab)[2] in der Pfote der Katze und der Dattel fressende Affe enthalten alle nur wünschenswerten Voraussetzungen für diese Beziehung.

Dagegen bleibt der Vogel in dem Neste zunächst ein Rätsel. Erman dachte an die im Anfang der Geschichte (2/7 ff.) von dem Affen erzählte Fabel von dem Geier und der Katze. Dagegen wäre einzuwenden, dass statt der Jungen, die in der betreffenden Erzählung eine wesentliche Rolle spielen, in der Skizze Eier erscheinen. Ueberdies verlieren wir die schöne Deutung für die Datteln und den Wanderstab und würden die offenkundige Zusammengehörigkeit der Katze und des Affen sprengen, wenn wir etwa die erstere zu dem Geierbilde ziehen wollten. Aber der Ermansche Gedanke könnte doch in der Hauptsache richtig sein. Nur muss man die Skizze nicht so verstehen, dass hier ein Zeichner die Fabel Zug um Zug illustriert hat, sondern man wird sich die „Illustration" so denken müssen, dass ihr Urheber in der Erinnerung an die Geschichte ein paar Szenen auf den Stein zeichnete, so die Geschichte von dem Geier im Neste und die beiden Tiere auf der Wanderschaft. Dabei kam es diesem Illustrator gar nicht auf eine genaue[1] zeichnerische Erläuterung der Geschichte an, sondern nur auf die bildliche Wiedergabe bestimmter Szenen, die ihn zeichnerisch interessierten. Auch daran könnte man denken, dass es damals vielleicht bereits einen Bilderzyklus zu der Sage vom Sonnenauge gab, ähnlich den illustrierten Tierfabeln des Turiner Papyrus, und dass der Zeichner des Berliner Kalksteins sich daraus die eine oder andere Szene abgezeichnet haben mag, wie ja auch sonst unter diesen Skizzen einige nachweislich[2] nach bestimmten Vorlagen kopiert worden sind[3].

Doch wie wir auch das Verhältnis von Wort und Bild erklären wollen, eine sichere Tatsache von grosser Bedeutung bleibt bestehen. Der Rahmen der demotischen Fassung des Sonnenmythus mit den Figuren der Sonnenkatze und des Schakal-Affen war bereits in der Ramessidenzeit vorhanden. Hoffen wir, dass weitere Funde uns gestatten, die Entwickelung der Einzelzüge zu verfolgen, namentlich hinsichtlich der Datierung der Tierfabeln, von denen bisher nur die Fabel von dem Geier und der Katze in die Ramessidenzeit zurückverfolgt werden könnte, falls Ermans Deutung richtig ist. Denn selbstverständlich, wenn auch der Rahmen als alt erwiesen ist, so gilt das nicht ohne weiteres für die darin eingespannten Tierfabeln, die sehr wohl, wie z. B. die Fabel vom Löwen und der Maus als späte Einschübe erheblich jünger sein können.

[1] Schäfer wies mich noch brieflich darauf hin, dass die beiden Tiere durch die gemeinsame Grundlinie zusammengehalten werden.

[2] Zu diesem Stab bemerkt Schäfer (brieflich), dass Stöcke von derselben Länge (60—80 cm) noch heute in den nubischen Wüsten von den Kameltreibern zum Antreiben ihrer Tiere gebraucht werden.

מפר (2. Kön. 12, 5—13) und *amêl sipiri*.

Von Otto Schroeder.

Dass ein grosses Staatsheiligtum wie der Tempel zu Jerusalem nicht ohne geregelte Kassenverwaltung in gutem Zustande erhalten

[1] Daneben ist natürlich auch zu berücksichtigen, dass die aus der römischen Kaiserzeit überlieferte Geschichte 1000 Jahre vorher in Einzelheiten vielfach anders ausgesehen haben wird.

[2] Siehe Schäfer a. a. O. Seite 45. Ausser Abb. 17 gehört auch, wie Schäfer nachträglich erkannt hat, Abb. 3 hierher, die auf die Darstellung eines Grabes von Der-el-Medine (Aeg. Zeitschr. 42 S. 130) zurückgeht.

[3] Nach dieser Auffassung liesse sich auch eine andere Erklärung der Terrakottafigur (Seite 879) geben, auf der oben ein Raubvogel (Geier, Adler?), unten links eine Katze, rechts eine Maus (so gewiss richtig nach Sethe und Littmann) dargestellt sind. Vielleicht sind hier 3 Tiere zusammengestellt, welche in der demotischen Erzählung eine besondere Rolle spielten — also auch Erinnerungsbilder in loser Verbindung, freilich unter dekorativem (symmetrischen) Gesichtspunkte vereinigt. Doch könnte auch irgend eine andere Fabel von der Katze und der Maus gemeint sein.

Ostrakon Berlin.
Inv. 21443.

Zu W. Spiegelberg: Eine Illustration der Ramessidenzeit zu dem ägyptischen Mythus vom Sonnenauge.

g: J. C. Hinrichs, Leipzig.

werden konnte, ist leicht einzusehen. Man kann dem Zufall recht dankbar sein, der den Abschnitt 2. Kön. 12, 5—13 durch alle Klippen priesterlicher Redaktions- und Zensurtätigkeit hindurchgerettet hat: jenen Bericht über die Reform der Tempelbaukassen-Verwaltung am Tempel von Jerusalem. Wir hören dort, dass alles aus pflichtgemässen Gelübdeablösungen und aus freiwilligen Geschenken zusammenkommende Geld den Priestern eingehändigt wurde, die die Pflicht hatten, aus diesen Einkünften die Arbeiten für Instandhaltung der Tempelgebäude zu bezahlen. Diese Verordnung wurde nach 12, 5 f. eingeführt durch König Jehoas, war aber wohl nur eine ausdrückliche Bestätigung des herrschenden Gewohnheitsrechts. Leider wurde das Geld nicht dazu verwandt, wozu es dienen sollte, sondern floss in die Taschen der Priester. „Noch im 23. Jahr des Königs Jehoas hatten die Priester nicht gebessert, was am Tempel baufällig war" (12, 7). Nunmehr wurde ein Kasten (אָרוֹן) angeschafft, in den durch einen Schlitz im Deckel das Geld geworfen wurde; der Inhalt des Kastens war durch königliche Siegel vor unrechtmässiger Verwendung geschützt. Sobald genügend Geld vorhanden schien, kam der סֹפֵר הַמֶּלֶךְ, nahm in Gegenwart des Oberpriesters den Inhalt des Kastens heraus, schnürte ihn in Beutel[1] und entlohnte nach Feststellung des Betrages davon die an Tempelbau-Arbeiten beteiligten Handwerker. Der Kasten wurde von neuem gesiegelt und in Benutzung genommen[2].

Wenn der סֹפֵר הַמֶּלֶךְ einen modernen Titel gehabt hätte, so wäre er etwa „Königlicher Tempelbaukassen-Revisor" gewesen. Ein solches Amt bestand nach den Texten der Seleukidenzeit in Uruk am Tempel Êana. Dieses Anu-Heiligtum besass im Stadtgebiet zahlreiche Häuser und Grundstücke; es hatte aber auch sonst reiche Einkünfte. Die unverwendbaren Opfergaben wurden z. B. tagweise und in Bruchteilen verkauft und so in Bargeld umgesetzt. Für die somit sehr komplizierten Finanzen des Gottes Anu, das „Eigentum Anus" *(makkûr ^{ilu}Anu)*[3] waren besondere Beamte nötig. Ihre Amtsbezeichnung war *amêl si-pir makkûr ^{ilu}Anu*. Vgl. VAS XV 11, 32; 22, 27; 25, 28; 31, 28; 32, 30; 34, 21. 29 (pl.) 44, 25. Die Lesung von *si-UD* als *si-pir* wird an die Hand gegeben 1. durch das phonetische Komplement *-ri* (49, Rs. 29 *amêl si-pir-ri makkûr ^{ilu}Anu*), 2. durch die Schreibung *amêl si-pi-ri* (Strassmaier, Nabonid Nr. 245, 9).

Der Stamm von *sipiri* ist ספר; aber ist es = סָפַר (assyr. *šâpiru*, aram. סָפְרָא)? An sich halte ich die Gleichung für wohl möglich; wahrscheinlicher ist aber eine andere Erklärung, die sachlich auf das Gleiche herauskommt, bei der amêlu aber nicht Determinativ ist, sondern mitgelesen werden muss: *amêl sipiri* = אִישׁ הַסֵּפֶר „Mann des Buches". Dergestalt werden ja im Sumerischen, Akkadischen, Hebräischen zahlreiche Berufsnamen gebildet; ich erinnere an Folgende: *lù bappir* (= *amêl bappiri)* „Mann des Bieres", Bierbrauer; *lù geštin* (= *amêl karâni)* „Mann des Weines", Winzer; אִישׁ מִלְחָמָה „Mann des Krieges", Soldat, Krieger; אִישׁ אֲדָמָה „Mann des Ackers", Bauer. Sachlich würde also auch diese Erklärung an der Gleichsetzung mit dem סֹפֵר von 2. Kön. 12 nichts ändern.

Zum Pronomen im Lykischen.

Von Ferd. Hestermann.

Die Summe der im Lykischen auf den ersten Blick als zusammengehörig erkennbaren Pronomina lässt sich leicht unter einige Reihen höchstwahrscheinlicher Verwandtschaft gruppieren:

eb-	*ebehẽ*	*ehi*	*ehb*	*eptte*
eb . . ẽ	*ebẽhẽ*		*e(h)bi*	*epttehe*
ebñnẽ	*ebehi*	*ehete*	*ẽmi*	*epttehi*
ebẽñn	*ebbehi*	*ehetehi*	*ẽmis*	*ebtte*
ebẽnẽ		*ehetehe*	*ehbis*	*ebette*
ebẽñne	*ebei*		*ebinube*	*ebttehi*
ebeñnẽ	*ebeis*		*ehbije*	
ebẽñnẽ	*ebeila*		*e(h)bi(j)ehi*	
ebẽñni	*ebeija*		*ehbijedi*	
ebẽñti	*ebeije*			

Einige dieser Formen lassen sich auf Grund ihrer Aehnlichkeit und ihrem Gebrauch im Satze nach ganz unbedenklich identifizieren. Wir können dann bei ihnen der Reihe nach 1. Stellung, 2. Kongruenz und 3. Rektion untersuchen.

Auf die erste Frage ergibt sich Folgendes:

1) Die *ebeñne*-Reihe steht fast immer vor.

2) Die *ebe(h)*-Reihe steht fast gleichmässig oft vor oder nach.

3) Die drei Reihen *ehet-*, *ehb-* und *eb/p-* stehen ausschliesslich nach.

Nicht so reinlich ist die Scheidung möglich bei der zweiten Frage. Während die Form *ehbi*

[1] כֶּסֶף . . . צוֹר (ausführlicher 5, 23) entspricht in seiner Bedeutung dem babylon. *kaspam samâdu* CT II 48, 10. 12. 20. 41. CT XXIX 40, 1 f. 6. 11. (Vgl. Ungnad, VAB VI S. 368. Ebeling, RA X S. 118 f. — eine andere Deutung bei Winckler, AoF II S. 90 und Benzinger, Hebräische Archäologie [2] S. 198). [An den angeführten Stellen dürfte es sich um eine der Beschlagnahme ähnliche Bestimmung handeln. F. E. P.].

[2] Vgl. Benzinger, a. a. O. S. 383, Gressmann, Aelteste Geschichtschreibung S. 314.

[3] Für die Finanzverwaltung gab es ein besonderes Gebäude, wie das Vorkommen eines *(amêlu) petû (ša) bît-makkûri* zeigt (VAS XV 14, 26; 34, 30).

unverändert neben allen Möglichkeiten des Beiwortes existiert, sehen wir auffällige Kongruenzen sowohl bei *ehbi* selbst, als bei anderen Formen:

a) *ladi ehbi* 14, 3 usw.
atli ebbi 27, 2—3 usw.
tideimi ehbi 27, 8 usw.
epñnēni ehbi 37, 4—5
prñnezi ehbi 11, 2 usw.
krssēni ebbi 44^b, 52—3 usw.
aber *ladã ehbi* 88, 3 usw. neben *ladã ēmi* 106,3
b) *tideimis ēmis* 106, 3
tideimis ehbis 102, 2
nēne ehbije 8, 3 usw.
s-atlahe ehbije 44^a,23
arawazije ehbije 44^b, 46
lihbeze ehbije 44^b, 56—7
tideime ehbije 56, 3 usw.
tune ehbije 95, 2
d) *qlahi ebijehi* 56, 4 usw.
kñnahi ehbiehi 39, 3—4
e) *izredi ehbijedi* 44^a, 45—6 usw.

In dieser Liste liessen sich sowohl die Kongruenzen als die bezüglichen Differenzen vermehren.

Bemerkenswert sind zu dieser Reihe noch die kontrahierten Formen, die einer Suffigierung gar nicht so unähnlich sehen:

m[e]lebi 106, 4 *m]la e[h]bi* 35,4 *mla* 65, 16
qlajeb (75,5) 109,6 } *qlaje* 44^b, 13
qlajebi 26, 8 usw. }
qlabi 26, 3 *qlahi ebijehi* 56, 4 *qla* 84,3 usw.
qlebi 111, 3 *qle* 44^c, 60
tideimihbi 112,2 *tideimiehbi* 27,8 usw.
qlahibijehi 44^e,7 *qlahiebijehi* 56,4 usw.
qasttebi 84, 3 *qastti* 150, 6

Aber auch diese Formenreihen werden nicht eher ihre genügende Erklärung finden, bis eine solche für das Pronomen selbst gefunden ist.

Noch schwieriger ist die Rektion des Pronomens zu eruieren, da wir zu wenig über die kasusähnlichen Verhältnisse des Substantivs wissen. Wenn wir auch bis zu einem gewissen Grad von Vermutungen kommen, so werden diese durch soviele Anormalitäten durchkreuzt, dass wir zu unsicher in unserer Anschauung verbleiben.

Wir können nun ziemlich leicht die Reihen der Demonstrativa von denen der Possessiva sondern. Bei der Reihe der Possessiva ergeben sich dann mit unbestreitbarer Deutlichkeit wieder zwei Reihen, und zwar dem Inhalte nach, oder der Anzahl der Besitzer gemäss: Wir haben eine Reihe, die einen Besitzer, eine andere die mehrere Besitzer meint.

Dafür haben wir sowohl bilingue als auch rein lykische Inschriften als Belege: 6, 1—2 *pulenjda . . . se dapara . . . hrppi lada epttehe* *'Απολλωνίδης καὶ Λαπάρας ἐπὶ ταῖς γυναιξὶν ταῖς ἑαυτῶν*

121 *ermmenēni se lada ehbi [h]rppi atl[a] eptte se prñne[z]i eptte[h]i*

Wir sehen, dass *eppt-* auf einen Plural-Besitzer geht. Nur ist dieses *eptt-* nirgends unbestreitbar als Singular der Endung nach belegt; wir würden **eptti* vermuten müssen. Nun zeigt aber das letztgegebene Beispiel die Form *epttehi*, augenscheinlich eine Erweiterung von *eptti/e*, aber mit dem gewünschten Singular der Endung nach, was auch durch das beistehende *prñnezi* bestätigt wird. Diesem *epttehi* entspricht wieder der Endungsplural *epttehe*, und beiden Formen zusammengenommen auffälligerweise eine ganz parallele Reihe aus der *ehbi*-Gruppe: *ehbijehi, ehbijehe.*

Stellen wir diese Formen zu einer systematischen Gruppe zusammen, so haben wir:

Pronomen personale-possessivum.

	I		II	
	Sing.	Plur.	Sing.	Plur.
sing.	*ehb-i*	*ehb-i-j-e*	*ehb-i-j-eh-i*	*ehb-i-j-eh-e*
plur.		*eptt- - e*	*eptt-eh-i*	*eptte- -eh-e*

Unter den obigen Kongruenz-Beispielen finden sich aber auch noch einige andere Formen, der Endung und der den Stamm erweiternden Ableitung nach: *ehbis, ēmi, ēmis, ehbijedi.* Fügen wir diese dem aufgestellten Schema auch noch ein, so erhalten wir folgende Uebersicht:

Pronomen personale-possessivum.

	I			II	
	Sing.	?	Plur.	Sing.	Plur.
sing.	*ehb-i*	*ehb-i-s*	*ehb-i-j-e*	*ehb-i-j-eh-i*	*ehb-i-j-eh-e*
	ēm-i	*ēm-i-s*	— —	— —	— —
	— —	— —	— —	*ehb-i-j-ed-i*	— —
plur.	— —	— —	*eptt---e*	*eptt---eh-i*	*eptt---eh-e*

Am meisten muss uns nun vorderhand die Frage interessieren, was unter den Erweiterungen durch *-eh-*, bzw. *-ed-* am Pronomen zu verstehen ist.

Da sie beim singularen und beim pluralen Pronomen sich genau gleich wiederholen, wenigstens für *-eh-*, so können sie mit dem Numerus-Unterschied nichts zu tun haben. Aber wir kennen auch substantivische, oder besser gesagt, nominale Reihen, in denen gleiche Parallelen der Stammerweiterung sich finden:

arawazije 44^b, 46	*arawazijede* 44^a, 21
atl[a 121, 1	*atlahi* 367 usw.
ilēne 44,^{d} 37	*ilēnedi-je* 44^d, 68
ese 21, 2 usw.	*esehi* 65, 20
esbē-te 44^c, 10	*esbe[h]i* 128,1 *esbedi* 44^a,36
erbbe 29, 3	*erbbedi* 44^b, 35
ēnē 43, 2	*ēnehi* 44^a, 29 usw.
urublijē 44^b, 55 usw.	*urublijedi* 44^b, 34
uwe 35, 14 usw.	*uwehi* 22, 2 usw.
qehñ 44^b, 35	*qehñnedi* 44^b, 31

qrbbli 44[a], 1 usw. *qrb[b]ledi* 44[a], 2—3
kttbã 89, 3 *kttbadi* 44[b], 10 usw.
prñnezi 11, 2 usw. *prñnezijehi* 1, 5 usw.

Entspricht nun besonders in den Eigennamen die Endung *-eh* etwa unserem Genetiv, so findet sich auch dieser Genetiv wieder erweitert, das absolute „Kasussuffix" ist also primäres vor einem sekundären Suffix geworden.

prijenubehñ 25, 7
edrijeusehñ 29, 5
lusñtre 104, 2—3 *lusãñtrahñ* 103, 2
kñtab[u]ra 125[3] *kñtaburahñ* 103, 2

Dergleichen Fälle sind überaus zahlreich im Lykischen belegt.

Wenn es nun verständlich ist, dass Genetiv und Possessiv sich einander sehr nahestehen, so dass man manchmal nicht weiss, soll man einen Genetiv oder ein einem possessiven Begriff entsprechendes Adjektiv annehmen, so weiss man doch nicht, was eine solche Erscheinung innerhalb eines Possessivums zu bedeuten hat.

Aus der oben aufgezählten Reihe nun steht das Wort *prñnezi* in einer gewissen Parallele zu den am meisten mit den Possessiva konstruierten Verwandtschaftsnamen *lada* und *tideimi*. Während nun aber *lada* und *tideimi* niemals diese Erweiterung mit *-eh-* oder *-ed-* aufweisen, finden wir sie um so ausgiebiger bei *prñnezi*, von dem wir darum alle Fälle kontrollieren wollen. Ich gebe sie gleich mit ihrem Zubehör.

a) 11, 2 *hrppi prñnezi ehbi*
31, 2 *hrp[p]i prñnezi ehbi*
43, 2 *hrppi prñnezi*
b) 121 *[h]rppi atl[a] eptte se prnne[z]i eptte[h]i*
c) 36, 6—7 *prñnezi atlahi*
d) 44[b], 56 *tubehi prñnezi se lihbeze ehbije*
149, 4 *prñnezi se tteri adaijẽ*

Die aufgezählten Fälle sind alle vorkommenden mit *prñnezi*. Die unter a) bieten nichts Besonderes. Das Beispiel b) ist auch nach dem bisher Gesagten klar, bis auf das *-eh*-Infix, bzw. -Suffix. c) hat ein Wort, das wie eine ganz parallele Ableitung von *atla* mit der *-eh-*, bzw. *-ah*-Endung aufweist. Die Formen unter d) sind für uns hier ganz unbrauchbar.

Jetzt die Formen von *prñnezi* mit dem Ableitungssuffix *-eh-*.

1, 2—5 *zuhrijah tideimi kezrimeh prñnezijehi*
6, 1—2 *pulenjda mullijeseh se dapara pulenjdah purihimetehe pr[ñ]nezijehi*
28, 5 *apuwazahi p[r]ñnezijeh[i*
116, 1—2 *pikñmah tideimi kelijãnakssah prñnezij[ehi*
150, 1—3 *kssẽñzija kñtlapah tideimi mutleh prñnezijehi*

In keinem dieser Fälle steht bei *prñnizijehi* etwa irgend ein pronominales Wort, also auch keine possessive Beifügung. Aber dafür stehen alle genannten Formen in innigster Abhängigkeit von einem Genetiv. Und da das Possessiv fehlt, aber nach den Parallelfällen *prñnezi ehbi* usw. doch, wie auch dem Sinne nach, zu erwarten wäre, so darf man schliessen, dass diesem Wort in seiner Erweiterung possessiver Sinn innewohnt.

Beachten wir nun, dass ja, wie schon gesagt, Genetiv und Possessiv oder Adjektiv in ihrer Wurzel eins sein können, so wird man leicht verstehen, dass dem Genetiv-Possessiv innerhalb eines anderen, vielleicht genauer gesagt eines reinen Genetiv, eine besondere Form eignet. Diese Form ist ja in exotischen Sprachen nicht unerhört. Dass dann dieses Genetiv-Possessiv wie ein Adjektiv der Flexion unterliegen kann, ist weiter kaum noch befremdend. In der gleichen Weise hat ja die Sprache auch die Weiterbildung des „Genetiv" zum „Genetiv-Objektiv" durchgeführt. Es wäre also dem Gesagten nach etwa „mein Buch" gleich „das Buch von mir" und „meines Buches" gleich „des Buches von mir", was aber weniger genau das richtige Verhältnis widerspiegelt, besser noch: „von dem Buche von mir". Es fehlen uns eben die vollen Aequivalente dafür.

Man versteht von diesem Standpunkte aus auch besser die am Ende der Worte auftretende oft beredete Nivellierungssucht des Lykischen, nur liegt hier mehr ein Subordinationsverhältnis vor, während man auf den ersten Blick gerade aus der Gleichmachung der Endungen auf eine Koordination zu schliessen geneigt sein möchte.

Man könnte also, trotz der besseren Erkenntnis, dass die Sache nicht genau getroffen wird, diese Endung wie ein Possessivum übersetzen, wenn man sich nur bewusst bleibt, dass das Possessivum nur an einer bestimmten Stelle gemeint ist.

Damit ist dann auch die Frage von selbst erledigt, ob die Uebersetzung in 6 mit griechisch *OIKEIOI* das Richtige getroffen hat: es ist offenbar — die Stelle ist defekt — *OIKEIΩI* als Dativ Singular zu lesen.

Jetzt erhebt sich die Frage, ob auch in den pronominalen Reihen ein solcher Unterschied denkbar ist. Unterscheidet sich hier die Form ohne *-eh-* von der mit *-eh-* auf eine ähnliche Weise? Wäre das nicht das Possessivum vom Possessiv? Aber schliesslich wäre das ja auch nicht viel verschieden etwa vom spanischen *cuyo*, das adjektivisch, und vom tschechischen *bratrův*, das in den Genetiv *batrova syna* „des Sohnes des Bruders" gesetzt werden kann. Es sind hier Stellen in der Sprache, wo das Ableitungssuffix für den Genetiv, für das Adjektiv und für das

Possessiv noch wie unentschieden und unverschieden vorliegen.

Nur nebenbei erwähne ich noch einmal, dass in 44^{a}, 45—6 *izredi ehbijedi* und 44^{a}, 41—2 *izredi zẽmtija ebhij[e]di* eine äusserlich sichtbare Kongruenz vorliegt, über deren Sinn wir noch keine Klarheit haben, die aber jedenfalls nicht gegen die eben gegebene Auffassung geht.

Es sind aber für die Reihe mit *-eh-* die Beispiele nicht so klar, wie man wohl wünschen möchte. Dass diese Form immer — zwei unsichere Fälle abgerechnet — ohne *h* geschrieben wird, wird man nicht allzu ernst zu nehmen haben, da für diesen Ausfall anderweitige Analogien vorliegen.

Nun heisst es 14 mal *qlahi ebijehi*, was ja genau unser Fall wäre, von denen vier Fälle wieder besonders spezifiziert sind:

65, 24—5 *qlahi ebijehi ddewezehi . . . . . sehi trñmili esehi*
94, 3 *qla[hi] eb[i]jehi pñtreñnehi*
112, 6 *qlahi ebijehi pñtreñni . . .*
102, 3 *qlahi ebij[e]hi pñtreñni*

Hier sieht man in den ersten beiden Fällen auch das folgende Nomen in derselben Weiterbildung, im ersteren vielleicht sogar noch mehrere Nomina, die beiden letzteren sind unsichere Parallelen oder Analogien.

Dazu käme die Form ohne *-j-*, das gewiss, wie sonst deutlich sichtbar, nur ein funktionsloses Einschiebsel in den Hiatus ist.

39, 3—4 *esedeñnewi kñnahi ehbiehi*
108, 4 *ese] deñnej . . . [ti . . . i] e[hb]ije-[h]i* wäre dazu parallel, während
41,3 *s-esedeñnewi k[ñnahi . . .* die Form selbst nicht mehr aufweist.

Die Formen des Plural-Possessivs stehen der gegebenen Auffassung ebenfalls nicht entgegen.

6, 2 *hrppi lada epttehe* geht auf zwei Besitzer, die einander subordiniert sind.

39, 6 *esedeñnewi epttehi* ist unklar, es gehen aber schon *ehbiehi* und *cbijehis* voraus.

121 *se prñnẽ[z]i eptte[h]i* hat schon den possessiven Ausdruck *atl[a] eptte* „selbst" vor sich,
83 hat 4 Fälle *ebttehi*, die aber zu unsicher sind.

Das Material ist also nicht allzu reichlich, trotzdem scheint es zu reichen, die Begründung der erweiterten Possessivform erkennbar zu machen. Wir müssen eine tiefere Begründung oder die Ablehnung durch eine mehr gesicherte Erklärung erwarten.

Der hier aufgezeigte Subordinations-Konnex tritt auch in der objektiven und subjektiven Form des Satzes mit den pronominalen Suffixen deutlich hervor, wenngleich wir noch abwarten müssen, ob diese Benennungen entsprechend gewählt sind:

Danach kann man wohl den Satzbau präziser, als es bisher geschehen ist, auffassen. Ich nehme dabei noch eine Annahme zu Hilfe, die ich nur in manchen Formen angedeutet, besonders in der Schreibung der Nasalen verwirklicht finde, die ich aber nicht oder noch nicht genauer begründen kann.

Me ne und *mẽ ne* sind wohl gleich, da der Vokal vor Nasalen meist nasaliert auftritt. Da aber *ẽ* vor einem Nicht-Nasal auch keinen Grund zu seiner Nasalierung hätte, so muss ein solcher Nasalirgendwie eingewirkt haben. Darum glaube ich schreiben zu können: *mẽ ti* gleich *me ne ti*. Setze ich nun N gleich Nomen proprium und die Reihen *n* + Vokal als Demonstrativendung mit der Endung der Grabesbezeichnung *p-te/ẽ* für *prñnawate/ẽ*, so ergeben sich folgende Satztypen:

A) *prñnawatẽ* mit nachgestelltem Nomen proprium.

1) *me/ẽ-ne*

a) - nẽ — — me - ne p - - tẽ N 81
- nẽ - - - - ã me - ne p - - tẽ N 1 5 6 7 8 9 12 13 18 36 70 80 88 91 103 149
- nẽ - - - - i me - ne p - - tẽ N 78
- ni - - - - ã me - ne p - - tẽ N 14
- ne - - - - u me - ne p - - tẽ N 38
b) - nẽ - - - - ã mẽ - ne p - - tẽ N 37 73 75 90
- nẽ - - - - u mẽ-[n]e p - - tẽ N 53

2) *me-ti*

- nẽ - - - - ã me - ti p - - tẽ N 42 59 61 66 77 84 87 92 94 101 109 111 112 119 120 121 136 137 138
- n. - - - - ã me - ti p - - tẽ N 4
- nẽ - - - - i me - ti p - - tẽ N 118
- nẽ - - - - u me - ti p - - tẽ N 39 56
- nẽ - - - - u me - ti p - - tẽ N 57
- eija - ija me - ti p - - tẽ N 117

3) *me - ne ti (= mẽ - ti)*

- nẽ - ã me - ne - ti p - - tẽ N 3 11 16 17 19 43 48$^{\alpha\beta}$ 67 68 85 86 93 102 110 113 122 123
- nẽ - a me - ne - ti p - - tẽ N 139
- ni - ã me - ne - ti p - - tẽ N 108
- nẽ - u me - ne - ti p - - tẽ N 23 47 58 105 144.

B) Nomen proprium mit nachgestelltem *prñnawate*.

1) mit *ti*

N ti p - - te 98 99 29 116 131
N - ijẽ ti p - - te 95
N-ẽ-mi ti p - - te 62

2) ohne *ti*

N - ijẽ - ne p - - te 31 104$^{\alpha\beta}$
N - - ã - ne p - - te 133.

Hatten wir auch längst die Stellung des Nomen proprium und Verbs zueinander und die daraus resultierende Aenderung des Objekt-

suffixes erkannt, so ist es trotzdem bis heute bei dieser Kenntnis verblieben. Sie ist nicht einmal um eine genauere Einteilung des vorliegenden Inschriftenmaterials bereichert worden. Die einzige Deduktion, die lykische Sprache habe in *ti* und *ne* für einunddieselbe Funktion zwei Ausdrücke besessen, ist mir trotz der versuchten Begründung fraglich geblieben.

Aus dieser letzteren Uebersicht ist eines, leider nur etwas Negatives, deutlich: Weder die Vertreter der ausschliesslichen Kasus im Lykischen noch diejenigen, die alles Heil im Objektiv und Subjektiv glauben finden zu sollen, können hier zu Recht kommen: Die Fülle der Formen und besonders der Endungen ist gar so gross und unübersichtlich. Man hat auf den exakten Uebersetzungswert der Bilinguen verzichten lernen, da die Dinge im Lykischen und im Griechischen zu heterogen liegen. Wir können uns fast nur an die Analyse der lykischen Formen- und Satzbildung halten.

Leider hat man bisher es vollständig vernachlässigt, eine methodische, vor allem eine geduldig abwartende analytische Uebersicht zu geben, eine einzige Arbeit ausgenommen, die aber auch allein geblieben ist. Ich selber glaube in absehbarer Zeit eine Gesamtanalyse des Lykischen vorlegen zu können.

Besprechungen.

Luise Klebs: Die Reliefs des alten Reiches (2980 bis 2474 v. Chr.) Material zur ägyptischen Kulturgeschichte. (3. Abh. der Heidelberger Akad. d. Wiss. philos.-histor. Kl. XVI, 150 S. m. 108 Abb. Lex. 8°. Heidelberg, C. Winter, 1915. M. 10.50. Besprochen von Walter Wreszinski, Königsberg i/Pr.

Das Buch enthält als Hauptteil einen sachlich geordneten Nachweis aller Darstellungen aus dem Privatleben, die auf Denkmälern des a. R. enthalten sind, soweit sie der Vf. nach Publikationen oder Originalphotographien zur Verfügung gestanden haben; ausgeschlossen sind religiöse, rein symbolische und offizielle Szenen, doch sind dankenswerterweise in einem Anhang die Bilder vom Totenkult zusammengestellt.

Der Gedanke, einen solchen Katalog zu schaffen, ist so glücklich, dass man seine Verwirklichung mit grossem Beifall begrüssen müsste, wenn sie selbst in weniger vortrefflicher Weise erfolgt wäre. Freilich ist es nur der erste Teil des Werkes, für das sich die Vf. hervorragend qualifiziert gezeigt hat, ein gleicher Katalog für das MR. und das NR. muss nun ihre nächste Aufgabe sein. —

Der Katalog erstrebt Vollständigkeit. Ich glaube, ohne im Einzelnen genau nachprüfen zu können, er hat sie so ziemlich erreicht; wenigstens ist mir nur für den ersten Abschnitt „der Herr im Hause“ unter I, 1 ein Zusatz eingefallen: Leiden Mus. Taf. 21.

Was die Einteilung und Ueberschreibung der Szenen betrifft, so wird bei aller wesentlichen Uebereinstimmung der Einzelne immer hier und da anders zu verfahren geneigt sein, prinzipiell für unrichtig halte ich es aber, wenn in den ersten Abschnitten die verschiedenen Szenen, die in drei oder noch mehr Registern vor dem gross dargestellten Grabherrn sich abspielen, eben dadurch zu einer Einheit zusammengenommen werden; ob die Vf. alles, was vor ihm sich abspielt, als zeitlich congruent betrachtet, geht dabei nicht klar hervor, aber sie zählt es zusammen unter einer Rubrik auf, und das ist irreführend; ich meine, dass man die Szenen besser jede für sich aufführt, so z. B. im Abschnitt S. 19 „Der Herr bei der Toilette“: 1) Der Herr bei der Toilette, 2) Das Frühstück (mit musikalischer Unterhaltung) 3) Der Herr in seinen Amtsgeschäften. Zufällig nur räumlich dicht dabei stehen 4) die Zwerge mit den Juwelierarbeiten, sie gehören unter die Handwerker. Aber auch der Abschnitt vorher (I 3, S. 18) ist so nicht gut disponiert: was hat das Auspeitschen säumiger Beamter mit dem Musizieren und dem Wäscheauswringen zu tun? Auf Seite 24 geht es der Verfasserin selbst wider den Strich, dass gewissermassen Prügel mit Musikbegleitung verabreicht werden, — das hätte wohl zu einer weiteren Teilung veranlassen sollen! —

Damit ist aber alles erledigt, was prinzipiell gegen die Anlage des Buches zu sagen wäre, — es ist sehr wenig und darum mehr ein Lob als ein Tadel. Vielleicht hätte das illustrative Material etwas reichlicher sein können, sodass jeder Absatz einen typischen Beleg bekommen hätte.

Von Einzelheiten gäbe es, wie bei einer bisher so mangelhaft bearbeiteten und ungeheuer schwierigen Materie nur selbstverständlich, mancherlei zu bemerken, ich greife nur Einiges heraus:

Soweit in der Einleitung totenkultliche Probleme gestreift sind, besonders was die Stellung der Wandbilder innerhalb des Totenwesens betrifft, lehne ich die Ausführungen ab. Ich halte die Bilder für Unterlagen für den Spruchzauber (s. m. demnächst erscheinende Einleitung zu m. Atlas zur altägyptischen Kulturgesch.); die Schwierigkeiten, die der Verfasserin auf S. 31 sich bieten, sind durch diese Auffassung völlig aus dem Wege geräumt. (Beiläufig bemerkt: zu Anfang des letzten Abschnitts der Seite heisst es: „Er (der Herr) sieht stehend im Vorbeigehen seinen Leuten zu.“ Das ist nicht leicht vorstellbar.)

Zu S. 17, I 1 hätte ich die prägnantere Ueberschrift „Zurüstung und Herbeischaffung des Mahles“ gewählt, dass in dieser Rubrik auch schon die Musikanten genannt werden, zeigt deutlich, dass es sich schon um den Beginn des Mahles selbst handelt.

Zu den Szenen des folgenden Abschnittes: „Der Herr in der Halle beim Mahle“ stehe ich ganz anders. Diese ältesten aller Grabbilder sind für mich der bildliche Niederschlag des Opferspruchs. —

Zu S. 26, IX Abs. 2: ich sehe nichts von einem Spaziergang des Herrn, — der ist überhaupt unägyptisch, man geht, wenn man muss, aber nicht zum Vergnügen, — auch glaube ich nicht, dass zum Ausruhen unterwegs solch ein pomphaftes Gebäude errichtet wird. Die Abb. Davies Gebrawi II 23 spricht nicht dagegen, denn dort handelt es sich um einen Jagdausflug ins Delta, der sicher mehrere Tage gedauert hat.

Zu S. 28, 1 „Der Tragestuhl“: Dass der Tragstuhl von 6 Leuten geschleppt wird, von denen 3 vorn und 3 hinten gehen, halte ich für praktisch undenkbar. Die Darst. Medum 21 ist stark zerstört, auch die in L. D. II 24 unvollständig, sodass man mehr nach dem Gefühl als nach Unterlagen urteilen muss. M. E. kann ein Tragstuhl wirklich sicher nur auf langen Stangen ruhen, die beiderseits an ihm angebracht sind, und die die 6 Träger paarweise anpacken. Das hat die Vf. selbst für die „Stühle mit Baldachin“ (Abs. 2) angenommen. Taf. 16 kann zur Erklärung überhaupt nicht herangezogen werden, denn hier wird ein leerer Tragstuhl, der zur Grabausstattung gehört, zur Mastaba gebracht. Ueberhaupt ist der Unterschied zwischen dem, was man dem Herrn bei Reisen über Land zum Uebernachten usw. mitnimmt, und den Dingen, die man als Grabausstattung verwendet, nicht genügend gewahrt. (S. S. 29/30.)

Für die Behauptung S. 30, dass die Diener dem Herrn auf einem Ausflug ein Feldbett nachtragen, gelang es mir nicht, einen Beleg zu finden.

Zu S. 100: Ich würde die Papyrusernte nicht unter „Vorarbeiten zum Schiffsbau“ einreihen.

Doch genug der Einzelheiten. Sie sind für das Ganze unwesentlich. Der bleibende Gewinn aus der mühevollen Arbeit der Vf., dass wir nun ein sachlich geordnetes Nachschlagewerk für die Bilder des AR. haben, wird durch sie nicht verringert. Wir wollen hoffen, dass die folgenden Bände dieses „Katalogs der altägyptischen Wandgemälde“ nicht zu lange auf sich warten lassen.

---

28. Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft. Keilschrifttexte aus Assur religiösen Inhalts. Zweites Heft. Autographien von Erich Ebeling. S. 81—160. Folio. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1915. M. 12 —; geb. M. 13 —. Besprochen von Bruno Meissner, Breslau.

Der ersten Lieferung der Keilschrifttexte aus Assur religiösen Inhalts ist schnell die zweite gefolgt. Aeusserlich ist die praktische Neuerung eingeführt, bei den einzelnen Stücken auch die Registrationsnummern des Berliner Museums anzugeben, die in der ersten Lieferung leider fehlten, sowie in den Kolumnentiteln kurz den Inhalt das Textes zu vermerken. Sonst ist alles beim Alten geblieben.

Inhaltlich genommen bringt das neue Heft nicht so viel Ueberraschungen wie das erste. Da aber nach privaten Mitteilungen noch viel wichtiges Material aus Assur im Berliner Museum vorhanden ist, werden uns wohl die folgenden Lieferungen das Gewünschte bringen.

An zweisprachigen Texten sind nur folgende vorhanden:

Nr. 48 enthält eine Reihe von Beschwörungen bei den Namen verschiedener Götter. K. 2725 gibt, wie auch Zimmern bemerkt, eine ganz ähnliche, augenscheinlich derselben Serie angehörige Beschwörung. Auch K. 156 = II R. 17 f. ist vielleicht zu vergleichen; vgl. Bezold, Cat. s. n. Die linke und rechte Kolumne entsprechen natürlich einander, daher ist die unterschiedliche Zeilenangabe bei Frg. 1 und 2 unrichtig. Dass das Fragm. 3, schon weil es einsprachig ist, nicht zu dieser Tafel gehört, hat auch Zimmern gesehen. Nach ihm ist es vielleicht ein Stück einer Tierfabel. — Nr. 49 ist ein ganz ähnlicher Text wie Nr. 48, der auch Beschwörungen im Namen mehrerer Götter gibt.

Nr. 50 enthält eine zweisprachige Ansprache an den Opferstier *(gu-um-m[a-ḫ]u(!))* nebst einsprachigem Ritual, das ein Duplikat von Zimmern BBR no. 56 ist. Der Text ist sprachlich wichtig, weil Z. 10 uns, wie Dr. Walther gesehen hat, die richtige Aussprache des bisher *bu'ânu* gelesenen Wortes, nämlich *šir'ânu* gibt. So verändert sich auch alter, als sicher angesehener Besitz des assyrischen Wörterbuches!

Nr. 54, ebenfalls zweisprachig, zählt verschiedenen Göttern zugehörige Hunde resp. Löwen auf. Die erste Zeile der Rückseite ist merkwürdigerweise die Uebersetzung der letzten Zeile der Vorderseite. Daher ist zu lesen: *[kal]-bu ša-[t]u(!)-u dami ša (il)Nin-din-úg.*

Zweisprachig ist auch die Rückseite von Nr. 73 mit einem Hymnus an die Heilgöttin Gula.

Von den einsprachigen Texten sind besonders die Duplikate zu den Serien Šurpu und Maḳlû

wichtig. Nr. 51 ist ein Duplikat von Šurpu III, 51 ff., das zeigt, dass zwischen Šurpu III, 50 und 51 noch einige Zeilen fehlen; Nr. 67 ist = Šurpu IV mit vielen Varianten und Ergänzungen; Nr. 75 = Šurpu III, 75 ff., das u. a. zeigt, dass zwischen Z. 76 und 77 der Edition Zimmerns wohl nichts fehlt; Nr. 89 = Šurpu III, 97 ff. — Nr. 84 ist ein Duplikat von Maḳlû II, 138 ff. Nr. 81 wird wohl einem Texte angehören, der zu der Maḳlû-Serie Beziehungen hat.

Die grosse Masse der übrigen Texte enthält Rituale für alle möglichen Gelegenheiten. Häufig sind auch Gebete eingestreut, reine Gebete, die zumeist zur Serie šú-ila gehören, sind seltener, wie z. B. Nr. 55 eine Hymne Assurbanipals an den Sonnengott; Nr. 59[1] (= King, Magic Nr. 9; Ebeling, Assur Nr. 25, I, 29 ff.) mit Gebeten an Marduk und Enlil; Nr. 68[1] (=King, Magic Nr. 19; Myhrman, Bab. Hymns Nr. 17; vgl. ZA XXVIII, 67; Ebeling, Assur Nr. 25, III, 21 ff.) mit einem Gebete an Enlil.

Die Rituale gewähren uns einen interessanten Einblick in babylonische Verhältnisse; man sieht, wie das ganze Leben unter dem Druck des Aberglaubens stand. Wenn z. B. jemand sich mit seinem Nachbarn zankte, gab er ihm nicht ein gutes Wort, sich mit ihm zu vertragen, sondern er muss ein Strohknötchen von der Wand nehmen, eine gewisse Beschwörung dreimal darüber sprechen, dann es in den Mund nehmen und, wenn sein Gegner wütend mit ihm redet, es aus dem Munde auf die Brust des Menschen speien. Dann wird das zornige Herz des Menschen sich beruhigen[2]. Aehnlich wie hier, ging es in allen Lebenslagen. Nr. 53 gibt ein Ritual, um einen guten Traum zu sehen; Nr. 57, das, wie Zimmern bemerkt, ein Duplikat von Craig, Rel. T. I, 15 nebst den von Zimmern, Bab. Geb. II, 17 angeführten ergänzenden Texten ist, enthält Vorschriften für einen Kranken, aber auch umfangreiche Gebete an Istar und Tammuz. Aussergewöhnlich lange Gebete an Nusku bringt auch Nr. 58. Nr. 60 handelt ähnlich wie Nr. 50 (s. o. Sp. 240) von der Tötung des Opferstieres. Nr. 61 gibt Vorschriften, wie eine Frau sich beliebt machen kann. Nr. 62 ist eine Beschwörung, einen Zornigen wieder zu versöhnen. Nach dem dazugehörigen Ritual soll ein Rind aus Ton angefertigt werden mit einem daraufgesetzten Reiter. Vielleicht haben darum auch die Meissner, Plastik Abb. 95; 97 wiedergegebenen Rinder und ein Terrakottarind aus Assur in erster Linie magische Bedeutung. Nr. 63 ist ein Duplikat von Nr. 43, das schon von Ebeling bei seiner Bearbeitung dieses Textes in ZDMG 69, 92 ff. benutzt ist. Nr. 64 gibt Mittel gegen unglückbringende Hunde, Nr. 70 solche gegen die *mungu-* (Z. 11) und andere Krankheiten. Nr. 71 zeigt die Mittel an, um in den Palast zu kommen. Nr. 72 und 74 sind namburbi, den böse nSpeichel und Krankheiten abzuwehren. Nr. 73 gibt Rituale und Beschwörungen gegen verschiedene Krankheiten. Die Rückseite ist, wie schon o. Sp. 240 bemerkt ist, zweisprachig. Nr. 77 gehört zu der CT XXIII, 1—14 veröffentlichten Serie inim-inim-ma-sa-gal-la-kam[1]. Auch Nr. 80 gibt ähnlich wie Nr. 26 Krankheitsbeschreibungen, Rituale und Gebete. Auf der Rückseite wird Zz. 17, 20 Maḳlû I, 135; Z. 25 Maḳlû I, 97 ff. zitiert. Nr. 76 und die nahverwandte Nr. 88 sowie Nr. 83 enthalten Beschwörungen, Nr. 90 ein langes Ritual, die Gottheit zu veranlassen, sich mit dem Menschen wieder zu versöhnen (Rs. 15). Auf der Rs. 9 werden Beschwörungen aus der Šurpu-Serie VI, 173, 187 zitiert.

Von sonstigen Inschriften sind noch zu erwähnen Nr. 52, ein Omentext mit Glossen, und drei (Nr. 85—87) sehr interessante Labartutafeln mit einer kurzen Beschwörung und dem Bilde der Dämonin. Von diesen Tafeln hätte ich gern noch eine photographische Reproduktion gesehen.

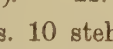
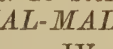
Im einzelnen bemerke ich noch folgendes:

Dass auf Nr. 48 die linke und rechte Spalte sich einander entsprechen, ist schon o. Sp. 240 bemerkt worden. Falls Frg. 2, 4 rechts wirklich (vgl. Frg. 4, 2): *ša Ni-[ip]-pu-ri* zu lesen ist, erwartet man links: en-lil-ki oder [en]-lil(!)-ki-ge. Ist der Text hier richtig? — Ib. 7 wird wohl zu lesen sein: *bêlu mâru(!)riš-tu-ú ša (il)Sin.* Der Gott Nin-šar + gud (vgl. SAI 11364; CT. XXV, 19, 26; Weidner, Alter d. bab. Rel. 25) wird hier also erstgeborener Sohn des Sin genannt. — Ib. 10 wird nach der linken Spalte der Tempelname wohl: *E-giš-nu-gi(!)* gelautet haben. — Nr. 49, III, IV, 6 wird zu lesen sein: šit-ru an-ki-šar(!)-ra-ge = *pa-kid kiš-šat šam-e u irṣi-tim.* — Ib. 10 lies: *la(!)ut-tak-ka-lu.* Ob hiernach K. 2725, II, 10 (Bezold, Cat. s. n.) auch so ergänzt werden muss, oder ob hier: *lu* ein Fehler für: *ru* ist? — Nr. 50, 2 ergänze: *gu-um-m[a-ḫ]u(!)* = Opferrind. — Ib. 15 wird wohl zu ergänzen sein: za[g(!)-g]u la-bi = *e-šir-ti-šu*; vgl. SAI 4607. Die Schüssel: giš-banšur-zag-gu-la (Br. 6523; Schorr, Urk. Nr. 191, 3; 192, 3) gehört nicht hierher. —

[1] Diese beiden Duplikate hat mir auch Zimmern mitgeteilt. Inbetreff des zweiten Gebets verweist er mich auf das Zitat in seinen BBR Nr. 26, III, 41.

[2] S. die Uebersetzung Ebelings in ZDMG 69, 95.

[1] *sagallu* ist, wie Poebel HGT V Nr. 137, 7 zeigt, ein Körperteil.

Ib. Rs. 4 lies  für  . — Nr. 51, 10 ist die Lesung: *la-ba(!)-a-tu* entschieden schlechter als Šurpu III, 57: *la-pa-tu*. — Nr. 52 ist interessant wegen seiner Glossen; z. B. 2: *ina pi-r/šit-ti = ina elî as-kup-pa-ti*; ib. 4: *li-la-a-te = ka-ṣi û-me*. Aber die Schrift dieser Tafel macht teilweise einen unsicheren Eindruck. Z. 6 wird doch wohl wie 5: *i-ḳal-li-la(!)* zu lesen sein. Welches Zeichen ist Z. 8 an vierter Stelle gemeint? Man erwartet ein Ideogramm für *ḳarîtu*. Der Schluss der Zeile ist doch wohl: *ina(!) šatti šuâti imât*. — Nr. 54 Rs. 1 ist: *ša-[t]u(!)-u* zu ergänzen; Id.: nag. — Nr. 55 Rs. 4 lies: *ub-bi-ba-an-ni [ia]-a-ti*. — Nr. 57 ist nach den Duplikaten (s. o. Sp. 241) mehrfach zu verbessern; z. B. Vs. 13: *kul(!)-lat;* 15: *i-še(!)-'-ki-ma*. Dagegen erscheint mir das zweimalige: *rê'u-si-na* bei Craig, Rel. T. I, 15, 12 wirklich nur eine Dittographie zu sein. — Ib. Rs. I, 2 lies doch wohl: *mud(!)-dal-li* — Nr. 59, 13 lies: *šú(!)-uš-kin*. — Ib. 21 ist doch nach den Duplikaten zu lesen: *bêlu rab-ú napi[š-tim] ki(!)-bi(!) balâṭ napišti-ia(!) ki-[bi]*, aber wie lautet der Text wirklich? — Ib. 22 lies: *a-tal(!)-l[u-k]a*. — Ib. Rs. 3 lies: *kab-tu(!)*. — Nr. 62 Rs. 7 beachte die Schreibung: *pi-it-ḫal-lu*, wodurch Thureau-Dangins, 8me camp. de Sargon S. 6 Lesung und Ableitung des früher *bithallu* gelesenen Wortes eine neue Stütze erhält. — Nr. 63 Rs. 6 ist doch nach dem Duplikat zu lesen: *[šin]-ni(!)-ka mar(!)-tu*. — Nr. 66, 16 f. ist die Lesung: *gu-uḫ-še-e* wichtig für die Aussprache des Ideogramms SAI. 1590; 1675; 8585. — Nr. 67, 16 beachte die interessante Variante: *šú-mu* d. i. *šuṷu* für *šú-'* (Šurpu IV, 25). — Ib. ist für zu lesen. — Ib. Rs. 10 steht: *(il) Ba-ú* für Šurpu IV, 41: *(il) MAL-MAL*. — Ib. 11 steht: *(il) Nin-tu(!)* für Šurpu IV, 42: *(il) Nin-maḫ(!)*, was besser zu sein scheint. — Ib. 18 ist doch wohl zu lesen: *ár-nu lip(!)-šá(!)-ḫu*. — Ib. 21 ist: *ṣab-tu li-šir* gewiss dem unsicheren: *li-[i]r-pu* Zimmerns Šurpu IV, 53 vorzuziehen. Vielleicht ist dort: *li-[taš]-šír* zu lesen. — Ib. 22 fehlt am Anfang nach Šurpu IV, 55 ein: *ša*. — Ib. 24 lies: *še(!)-rit(!)su*. — Ib. 27 beachte die Variante: *lim-me-sa-a* = sie mögen gewaschen werden für Šurpu IV, 90: *lis-sa-a*. Auch in den nächsten Zeilen sind mancherlei Abweichungen zu beobachten. — Ib. 30 zeigt unser Text: *u' ai la ṣa-lal*, dass Zimmerns gezwungene Auffassung von *um = ûm* Šurpu IV, 64 nicht richtig war. Vermutlich ist das: *um* einfach zu: *ai*, also: *ai-um* zu ziehen. — Ib. 33 gibt wohl besseres: *šú-su-uk* d. i. *šussuk* anstelle von Šurpu IV, 67 allerdings zweimal beglaubigtem *sussuk*. — Ib. 35 ist nach Šurpu IV, 69 zu verbessern. — Nr. 68, dessen Text durch viele Duplikate kontrolliert werden kann (s. o. Sp. 241), ist Z. 18 das Ideogramm für: *šakkanakku* nicht ganz richtig. — Ib. 20 lies: *šum(!)-ka az(!)-kur*. — Ib. 21 lies: *[ip]-ša-ku uzna(!)-ai*. — Ib. 24 lies: *bal-ta-ka rabî-tu(!)*. — Ib. Rs. 12. lies: *itti-iá(!)*. — Dass Nr. 69 Rs. 10 das: *ú* bei: *[ú]-maš-šar-ki* nach Z. 14 vom Schreiber ausgelassen ist, hat schon E. angemerkt. — Nr. 70, 40 ist gewiss, wie E. bemerkt, *(aban) KA-MI(!)* und *(aban) ZA-GÍN(!)* zu lesen. — Ib. Rs. 20 beachte das seltene Wort: *b/punzirru*. — Nr. 73 enthält am Anfang mehrere beschädigte Krankheitsnamen, die aber nach den Zeilen 18 ff. wiederhergestellt werden können; z. B. Z. 1: *š[aḫ]-ḫi-[ḫu]*; Z. 2: *[mu]-ṣu*; Z. 3: *[ta]-ti-ka-ti ša šinâti;* Z. 4: *ki-ma sin-niš-ti kak-ku* (Var.: giš-ku) *maḫ-[iṣ]* — Ib. 15 ist doch wohl: *[a]-zu(!)-gal-la-tu* zu lesen. — Ib. 25 lies: *tù* (d. i. *KA + LI)-dug-ga*. — Ib. Rs. 5 lies: e-gí(!)-a = *kal*(!)-*lat*. — Ib. 15 möchte ich lesen: zi(!)-ba nam-ti(!)-la-ge = *ḳa-i-šat na-piš-ti ba-la-ṭi*. — Ist Nr. 74, 3 der Text: *in-šá* (od. *da*)-*nu-tu* richtig? Vgl. dazu Nr. 26, 9: *im-da-na-aš-ši* und Nr. 80, 3: *im-ta-na-aš*(!)-*ši*. — Ib. Rs. 14 f. ist beidemale: *šá*(!) für: *da* zu lesen. — Ib. 14 ist natürlich: *puruss-e la*(!) *ippara-su* zu lesen. — Nr. 75 gibt viele Ergänzungen zu Šurpu III, 75 ff, die hier nicht alle aufgeführt werden können. — Z. 9 lies: *mut*(!)-*ta-gi-šú-te*. — Ib. 11 gibt: *da-[p]a-a-li* für Šurpu III, 85: *ta-pa-li* (s. a. zu Nr. 89, 12) — Nr. 77, 29 ist anstatt: *(aban)* doch wohl der bekannte Stein: *(aban)* einzusetzen. — Nr. 80, 9 wird am Schlusse wohl dastehen: *2 ṣalam iddî* (Br. 11673). — Ib. Rs. 4 ist wohl wie in der folgenden Zeile: *zi-tar-[r]u-da*(!) zu lesen. — Ib. 8 ist die Schreibung: *ḫi-pi lib-bi* wichtig, weil sie zeigt, dass V R. 7, 55 wirklich: *ḫip* (nicht *ṭîb*) *libbi* gelesen werden muss; vgl. auch Pöbel HGT. V Nr. 146, 3: *ša libbašu ḫipû*. — Ib. 9 ergänze: *[p]i-rit-tu*. — Ib. 39 wird in der Unterschrift doch wohl wie auch sonst immer: *(am.)maš*(!)-*maš*(!) gemeint sein. — Ist Nr. 83, 9 vielleicht: *tuš-te*(!)-*šir* zu lesen? — Nr. 84, 6 hat: *ga* gegenüber Maḳlû II, 145: *ú*. — Ib. 7 scheint mir unser: *[b]u-un-na-ni-ku*(!)-*nu* gegenüber Maḳlû II, 146: . . . *a]n-ni ki*(!)-*nu* den Vorzug zu verdienen. — Nr. 88 Frg. 5 Rs. 9 möchte ich: *na-ṣir napšâti*(!), nicht: *šimâti* lesen. — Nr. 89 ergänzt Šurpu III, 97 ff. wieder bedeutend. — Ib. 7 zeigt, dass: an-azag-bi (hier neben: sal-me, nu-gig(!) und nin-dingir-ra stehend) wohl auch eine Priesterinnenklasse bezeichnet.

— Ib. 12. Für: *ta-pa-li* vgl. Šurpu III, 85 nebst Var.: *da-[p]a-a-li* (s. o. Sp. 244) und King, Cat. Suppl. Nr. 119. — Ib. 13 ist: *dan-na-ti* gewiss die richtige Lesung gegenüber Zimmerns: *BAB. KAL. LUḪ* (Šurpu III, 110). Es ist dort gewiss zu lesen. — Nach ib. 15 scheint Šurpu III, 112: *a-[ma]-mu* ergänzt werden zu müssen. — Ib. 18 lies: *la*(!)*-[pa-tu]*. — Nr. 90, 4 ist: giš-ni nach ib. 9 wohl nur eine Verschreibung für: ni-giš = *šamnu*. — Ib. 13 beachte die seltene Schreibung: *(ummar) a-da-* d. i. *gur*.

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg: Vom Kongo zum Niger und Nil. Berichte der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910/1911. 2 Bde. X, 324 u. X, 398 S. m. 512 Abb. m. 6 Karten. gr. 8°. M. 18—; geb. M. 20—. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1912. Besprochen von F. Bork, Kowno.

Die deutsche Zentralafrika-Expedition 1910/11 musste sich infolge von Aufständen im Gebiet östlich des Schari in mehrere, getrennt arbeitende Gruppen auflösen, die das Land am Schari, den Tschadsee, Südkamerun, das Land am Kongo, Uelle, Bahr el Ghazal und oberen Nil besuchten. Diese Zone ist seit langer Zeit das Kampfgebiet zwischen den hellfarbigen Nordafrikanern und den Schwarzen. Ein grosses Verdienst hat der Leiter der Forschungsreise um die Erforschung des Islam in Nordkamerun erworben. Nach der Schriftensammlung, die die Forscher mitgebracht haben, ist der Islam dort teils westlicher Herkunft, malikitisch, teils östlicher, schafi'itisch, und zwar findet sich die letztere Form bei den aus dem Osten stammenden Schoa-Arabern von Bagirmi. Es sind Urkunden zur Geschichte der besuchten Gebiete mitgebracht worden, so Nachrichten über die Fulbe in Adamaua, die Araber in Bagirmi u. a.

In Südkamerun wurden Zwergstämme gefunden, deren Sprache mit ostafrikanischen Pygmäensprachen anscheinend nahe verwandt ist.

Sehr reichhaltig sind die völkerkundlichen und naturwissenschaftlichen Ergebnisse. Eins der seltsamsten ist, dass es in Südkamerun augenscheinlich eine langmähnige Löwenabart als Urwaldtier gibt.

Es wird noch lange dauern, bis die reichen Funde der so erfolgreichen Reise der Wissenschaft werden zugeführt werden können. Einstweilen sei den Forschern für die rasche Zugänglichmachung der ersten und so inhaltreichen Uebersicht über das Geleistete der wärmste Dank abgestattet.

Edmund Dahl: Nyamwesi-Wörterbuch. (Abhandlungen des Hamburg. Kolonialinstituts. XXV. Bd. Reihe B, Bd. 15.) XVI, 696 S. Lex. 8°. M. 25 — Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1915. Besprochen von F. Bork, Kowno.

Nach ihrer eigenen Ueberlieferung sollen die Nyamwesi, die Mondleute (*mwezi* „Mond"), aus dem Kongogebiet über den Tanganjika nach Deutsch-Ostafrika gekommen sein. Dazu scheint die vom Verfasser angezogene Tatsache zu stimmen, dass in ihrer Sprache kongo Fluss bedeutet.

Dahl legt mit diesem bedeutenden Werke den Ertrag seiner 14 Jahre währenden Sammelarbeit vor. Er hat die beiden Hauptmundarten der Sprache nebeneinander gestellt, ohne die übrigen zu vergessen. Die daneben eingearbeiteten Angaben anderer und die aus dem Neuen Testamente stammenden Ausdrücke hat er besonders hervorgehoben, da die anderen Kenner der Sprache nur zwei S-Laute kennen, Dahl aber drei. Leider ist er nicht in der Lage, über die Art des von ihm neu gehörten Lautes Auskunft zu geben.

Sehr anerkennenswert ist des Verfassers Bestreben, die Fremdwörter als solche heraus zu heben, doch ist leider eine Angabe über die Herkunft grundsätzlich unterblieben. Recht bunt ist die Herkunft der Eindringlinge, von denen einige erwähnt seien: *pulupulu* Purpur, *kamalamala* Marmor, *lupija* Rupie, *şabuni* Seife, *manovali (= man-of-war)* Kriegsschiff, *ibuku* Buch, *kitabu* Buch, *kalamu* Bleistift und Federhalter, *şoko* Markt, *bavabu* Türangel, Scharnier. —

Einige weitere, wie *itumbati* Tabak, *kahawa* Kaffee, *mukuvo* Kupfer, sehen, obwohl von Dahl nicht unter den Fremdwörtern aufgezählt, doch wie solche aus.

Die Afrikanistik hat vollauf Grund auf dieses Werk, das durch eine Fülle von Einzelangaben, die namentlich im zweiten Teile, Deutsch-Nyamwesi, so schön zusammengetragen sind, eine wahre Fundgrube für die Kenntnis des Lebens der Nyamwesi ist, stolz zu sein. Es sei hier namentlich auf die Vokabeln Baumsorten, Mond und Verzierung hingewiesen.

Kalewala, das National-Epos der Finnen. Nach der 2. Ausg. ins Deutsche übertr. v. Anton Schiefner. (Nach dem zu Helsingfors im Jahre 1852 erschienenen Druck bearb. und durch Anmerkungen u. ein Nachwort ergänzt v. Martin Buber.) VIII, 482 S. Lex. 8°. M. 15—; Luxusausg. M. 40 —. München, G. Müller, 1914. Bespr. v. Heinrich Lessmann z. Z. im Felde.

Es handelt sich um einen beinahe ganz getreuen Neudruck der Schiefnerschen Uebersetzung der Kalewala. Eine kleine Reihe von Aenderungen hat Buber zwar gemacht, aber nicht in den Text aufgenommen, sondern als

„Berichtigungen“ auf S. 481/2 zusammengestellt, was dem Käufer die Mühe verursacht, sie nachträglich auf den betreffenden Seiten des Textes einzusetzen. Schiefner gab auf S. VII—XVI seiner Ausgabe ein Inhaltsverzeichnis, das aus kurzen Inhaltsangaben der 50 Runen bestand. Es enthielt eine vortreffliche Uebersicht über den gesamten Kalewala-Stoff und ermöglichte es, sich denselben in kürzester Frist wieder zu eigen zu machen. Dieses hervorragend praktische Verzeichnis aber hat Buber in der Weise zerschnitten, dass er die kurzen Inhaltsangaben voneinander getrennt und jeder Rune einzeln vorgedruckt hat. Brauchte man also bei Schiefner nur sieben Seiten zu überfliegen, um wieder Bescheid zu wissen, so muss man jetzt zu diesem Zwecke das ganze dickleibige Buch von 438 Seiten durchblättern, um am Ende doch nicht das davon zu haben, was einem die Schiefnersche Ausgabe bot, und das Inhaltsverzeichnis, das Buber auf S. 479/80 statt dessen gibt, besagt nur, auf welcher Seite jede Rune anfängt, und ist also im Grunde weiter nichts als grossmütige Freigibigkeit in bezug auf Papier, die auch sonst in dem Buche — aber anderwärts nicht zu seinem Nachteile — zutage tritt.

Im übrigen besteht die Arbeit Bubers an der Veröffentlichung — er nennt sich, nebenbei gesagt, nur ganz bescheiden auf der Rückseite des Titelblattes — im wesentlichen nur in den Anmerkungen. Diese zeugen zwar von guter Beherrschung des Stoffes vom finnologischen Standpunkte aus, obwohl die finnischen Volksmärchen fast gar nicht herangezogen worden sind, vermögen aber doch nicht, das Namenverzeichnis[1] zu ersetzen, das die Ausgabe von 1852 noch aufwies. Dasselbe wäre auch neben diesen Anmerkungen noch von Wert gewesen, zumal wenn Buber auch die nötigen Verweise auf diese noch mit hineingearbeitet hätte. Buber scheint überhaupt das Schiefnersche Namenverzeichnis unterschätzt zu haben. Das geht z. B. aus seiner Anm. zu XIII 106 hervor, wo er über *Juntas* sagt: „Ein böser Dämon(!?); sein Name steht zumeist neben dem von *Hiisi*, mit dem er auch hier identisch erscheint; er ist wohl der zum bösen Geist gewordene Judas“. Statt dessen bot Schiefner unter *Juntas*: „kommt neben *Hiisi* vor; ein böses Wesen; scheint aus dem litauischen *jŭdas* „schwarz“ entlehnt“ und unter *Hiisi*: „Das böse Prinzip, hat auch die Namen *Juntas*, *Lempo* und *Piru*.“ Daraus ersieht man also, dass Juntas nur ein Name unter vielen für „das böse Prinzip“ im altfinnischen Mythos war, und die übrigen Namen für dasselbe vermag doch auch Buber nicht aus der Bibel zu erklären. Aber selbst wenn er damit recht hätte, dass der Name Juntas vom hebräischen Judas abzuleiten wäre — *Juortani* XVII 572 = Jordan und *Ruotus* L 219 = Herodes liessen sich für biblische Herkunft ins Feld führen — wäre damit noch lange nicht bewiesen, dass die so bezeichnete Gestalt „der zum bösen Geist gewordene Judas“ wäre, sondern die sicher einheimischen Namen für dieselbe, Hiisi, Lempo und Piru, zeigen vielmehr, dass auch der altfinnische Mythos wie jeder andere einen Bösen ausgeprägt hatte; und auf diesen wäre dann, immer vorausgesetzt, dass Buber den Namen sprachlich richtig erklärt hätte, nach Einführung des Christentums der Name des Verräters Christi übertragen worden. Aber warum lässt denn eigentlich Buber die Schiefnersche Vermutung, dass das finnische *Juntas* aus dem litauischen *jŭdas* „schwarz“ entlehnt sei, so ganz unerwähnt, und wie stellt er sich denn zu ihr? Die Bedeutung des litauischen Wortes würde vorzüglich zu der Tatsache stimmen, dass alle mythischen Ueberlieferungen einen Schwarzen kennen, der nach und nach zum Bösen geworden ist, soweit er es nicht schon vom Anfang an war.

Mit dieser Einzelheit sind wir gleich auf einen Punkt gestossen, von dem aus die Veröffentlichung auch für den Orientalisten Bedeutung gewinnt. Sie enthält nämlich neuen Stoff für die Frage des Einflusses des Orients und besonders des Christentums auf die Anschauungen der Völker Alteuropas. So hoch wir auch denselben veranschlagen müssen, er ist von Forschern der älteren Schule oft in falscher Richtung gesucht und dann in einem dem Fortschreiten der Wissenschaft recht abträglichen Grade überschätzt worden. Besonders hat man ihn in vielem zu finden geglaubt, was sicherlich unabhängig davon auf alteuropäischem Boden, oder vielmehr, um die Frage der Urheimat der Arier damit nicht zu verquicken, auf altarischem Boden gewachsen und von dort auch zu nichtarischen Nachbarvölkern gewandert ist. Buber steht offenbar zu sehr unter dem Einflusse Kaarle Krohns, der die unhaltbaren Ansichten Sophus Bugges, von der Priorität der christlichen Legenden gegenüber dem altgermanischen Sagenschatze mit geringfügigen Abschwächungen auch auf die finnische Mythologie übertragen will. Dafür noch einige Proben!

In der Anm. zu IX 34 sagt Buber: „Anscheinend eine Genesis-Reminiszens, die zu der Kosmogonie der ersten Rune in offenbarem

[1] Auch die Paulsche Uebersetzung vom Jahre 1885 besitzt ein Namenverzeichnis, das neben dem Schiefnerschen eigenen Wert hat.

Widerspruch steht." Die ganze Stelle, in der es sich, wohl gemerkt, um die erste Entstehung des Eisens handelt, lautet:

„Ukko, er, der Schöpfer oben,
Selber er, der Gott im Himmel,
Schied das Wasser von den Lüften,
Von dem Wasser dann die Erde,
Ungeboren war das Eisen,
Ungeboren, konnt' nicht wachsen."

Buber sagt's zwar nicht, meint aber offenbar Gen. 1, V. 6—10. Dort wird jedoch nicht das Wasser von den Lüften geschieden, sondern eine „Feste (Kautzsch² druckt unbegreiflicherweise noch „Veste") als eine Scheidewand zwischen den Gewässern unterhalb der Feste und den Gewässern oberhalb der Feste gemacht". Höchstens könnte man das Scheiden des Wassers von der Erde mit dem Sammeln des Wassers „unterhalb des Himmels an einem Ort, so dass das Trockene sichtbar wird", vergleichen. Aber in der Genesis hat doch das alles nicht das mindeste mit der Entstehung des Eisens zu tun, und traut denn Buber wirklich dem Runensänger so grosse und noch dazu verdaute Gelehrsamkeit zu, dass er in dieser Weise einheimisches und morgenländisches Gut miteinander verquickte? Dass die ganze Stelle mit der Darstellung der I. Rune in Widerspruch steht, wo Luft und Wasser gerade zueinander kommen, indem sich der Lüfte Tochter auf das Meer hernieder lässt, ist natürlich nicht zu leugnen; aber das solche Unstimmigkeiten zwischen den einzelnen Runen vorhanden sein müssen, liegt an der eigentümlichen Entstehungsgeschichte der Kalewala, die ja Buber selber in seinem „Nachworte" so schwungvoll auseinandersetzt. Danach hat Lönnrot (1802—1884) die einzelnen erzählenden und Zauber-Runen, die vom Laulaja, dem finnischen Volkssänger, gesondert gesungen wurden, zu einem grossen Ganzen zusammengefügt. Er war ein moderner ποιητης, wirklich ein Zusammenfüger, wie ihn die Forschung für die Ilias und für die Odyssee, für der Nibelunge Not und für die Gudrun längst anzunehmen sich gezwungen gesehen hat. Auch Daqiqi, der Vorläufer Firdausis, wird ein solcher gewesen sein, falls er nicht etwa auch selber schon ein grösseres Ganzes vorfand, das er nur erweiterte, wodurch dann der notwendig anzunehmende Zusammenfüger nur weiter in die Vergangenheit zurückgeschoben würde.

Auch in der Anm. zu XVII 543 spricht Buber wieder von einer „Genesis-Reminiszenz". Auch diese Stelle muss hier um der Wichtigkeit der Frage willen wörtlich angeführt werden; sie lautet:

„Sang den Ursprung bis zum Grunde
Nach der Ordnung allen Zauber,
Wie sich nach des Schöpfers Willen,
Auf des Machterfüllten Fordrung
Von ihm selbst die Luft geschieden,
Aus der Luft sich Wasser trennte,
Aus dem Wasser dann die Erde,
Aus der Erde die Gewächse.
Sang wie einst der Mond geschaffen,
Wie die Sonne hingesetzet,
Wie der Lüfte Pfeiler wurden,
Wie die Sterne an dem Himmel."

Sie bildet also zu IX 33 ff. eine bemerkenswerte Ergänzung, indem sie noch vor die Scheidung des Wassers von der Luft die der Luft vom Schöpfer selber setzt. Aber das ist doch wieder eine ganz unalttestamentliche Vorstellung, und von „Pfeilern der Lüfte" ist in der Genesis ebensowenig die Rede.

Eine schlimme „Genesis-Reminiszenz", nämlich eine Reminiszens an eine ebenso herkömmliche wie falsche Auslegung der Genesis, die noch in Gunkels Kommentare ihr Unwesen treibt, spukt in Bubers eigenem Kopfe herum, wenn er in der Anm. zu XIX 311:

„Ukkos Bogen sprang in Stücke"

schreibt: „Ukkos Bogen: der Regenbogen". Das ist ein um so stärkeres Stück, als die Kalewala selber in der folgenden Zeile fortfährt:

„Und des Mondes Hörner brachen."

Längst hat Boeklen im Archiv für Religionswissenschaft VI, S. 124 nachdrücklichst darauf hingewiesen, dass das betreffende Wort an der Bibelstelle, die Buber einzig und allein vorschweben kann, Gen. 9, 13, nämlich קשת, nur der „Bogen" heisst und nicht der „Regenbogen", und gezeigt, dass damit nicht dieser, sondern nur der Mond gemeint sein kann. Selbstverständlich stammt dieser zerbrochene Bogen der finnischen Ueberlieferung gar nicht aus der Tora.

(Schluss folgt.)

Sprechsaal.

Zu Bauers Erwiderung in Sp. 123 und 124.

In Nr. 4 dieser Zeitung, Spalte 123 und 124, hat H. Bauer auf meine Besprechung seiner Arbeit „Die Tempora im Semitischen" in sehr gereizter Weise geantwortet; ich glaube, dass es Bauer bei etwas mehr Selbstbeherrschung kaum möglich gewesen wäre, die Pointen meiner Ausführungen in der Weise zu verkennen, wie er das, nach seiner Erwiderung zu schliessen, getan hat.

Was zunächst seine Beschwerde anlangt über meine Behauptung, dass er dem Thema jaqtul im Hebräischen und Arabischen ohne weitere Einschränkung die Zeitsphäre eines Partizipium praesentis zuschreibt, so ist selbstverständlich, wie die Fortsetzung des betreffenden Passus in meiner Besprechung (Sp. 25) klar ergibt, die Einschränkung, die ich fordere, die, dass eine solche Gleichsetzung nur für den partizipialen, nicht aber auch für den selbständigen Gebrauch von jaqtul, auf den es

aber für Bauers Absichten vor allem ankommen würde, zulässig ist[1]. Die Bauersche Einschränkung durch ‚annähernd' ist für unsere Zwecke absolut belanglos, was sich Bauer bei gutem Willen, in das Verständnis meines Ausführungen einzudringen, auch selbst hätte sagen können. In gleicher Weise hat auch Bauers Erwiderung, daß nach seiner Darstellung „die Funktion von jaqtul im Westsemitischen nur mehr eine Restfunktion ist (also eben nicht allzeitig!)", absolut nichts mit meiner Kritik zu tun. Ich habe diese Konstruktion Bauers in dem einleitenden referierenden Abschnitt meiner Besprechung sogar als eine der Grundlinien seiner Arbeit hervorgehoben; meine Ausführungen richten sich selbstverständlich gegen die von Bauer angenommene Zeitlosigkeit, resp. Allzeitigkeit, der ursemitischen, resp. protosemitischen Form jaqtul und gegen die angeblichen Ueberbleibsel des daraus sich ergebenden weiteren Gebrauches von jaqtul im Hebräischen usw.

Wenn ich sodann in meiner Besprechung von den Gründen, die für die Priorität von jaqtul geltend gemacht worden sind, zunächst nur einen der Hauptsache nach von Wellhausen vertretenen (auch von Bauer auf S. 6 zitierten und dort nicht, wie z. B. bei Knudtzon abgelehnten)[2] Grund berücksichtigt habe, so liegt das daran, daß dieser mir als der sachlich triftigste von allen, die je dafür angeführt worden sind, erscheint, wogegen die von Bauer als eigene angeführten zwei Gründe (S. 7), soweit Beweiskraft in Frage kommt, überhaupt kaum der Rede wert sind. Dass dieser Punkt in meiner Besprechung nicht ausdrücklich klargestellt worden, ist allerdings eine Unterlassungssünde, die wohl durch Kürzung des ursprünglichen Wortlautes der betreffenden Stelle meines Manuskriptes verschuldet worden ist. Andererseits ist es selbstverständlich nicht möglich, in einer Besprechung auf sämtliche von Bauer vorgebrachten Gründe einzugehen. Trotzdem aber irrt Bauer, wenn er meint, dass keiner seiner eigenen zwei Gründe für die Priorität von jaqtul von mir berücksichtigt worden wäre; denn ich habe mir in Sp. 48 und 49 die Mühe genommen, ausdrücklich die durchgehende Verwendung der drei Verbalbasen qatal, qatil und qatul in allen Verbalformen, also auch, worauf es hier ankommt, im Präsens und Perfektum, und zwar nicht nur in den einfachen, sondern auch in den von Bauer unberücksichtigt gelassenen erweiterten Stämmen hervorzuheben, wodurch dem von Bauer S. 7 unter 2. angeführten Grunde (das semitische Imperfekt zeige auf den ältesten Sprachstufen eine zu erwartende Mannigfaltigkeit der Vokalisation; dagegen das Perfekt eine schematische Einförmigkeit), der Boden entzogen wird. Allerdings erklärt Bauer in Anmerkung 1 in Spalte 124, dass er nicht verstehe, „was durch das Aufgebot von Formen auf Sp. 48 und 49 bewiesen oder widerlegt werden soll", ein Geständnis, das um so kompromittierender wirkt, als doch in dem betreffendem Abschnitt die daraus gegen Bauer und zur Darlegung meiner eigenen Position gezogenen Folgerungen ohne weiteres ersichtlich sind.

Ueber die relative Länge gewisser Vokalbezeichnungen im massoretischen Vokalisierungssystem können wir uns vielleicht einmal nach Beendigung des Krieges unterhalten. Hier muss genügen zu sagen, dass meine Umschrift lediglich eine Wiedergabe der massoretischen Vokalisierung unter Vermeidung jeglicher subjektiven Willkürlichkeit ist. Auch hier hätte sich Bauer von vornherein sagen dürfen, dass es wohl nicht möglich sein dürfte, mich auf so leichte Weise ins Unrecht zu setzen, wie er es auch sonst zu können glaubt. Es zeigt sich eben auch hierin die schon in meiner Besprechung getadelte durchaus einseitige und darum kurzsichtige Auffassungsweise Bauers, die allein ihn befähigt, unsichere Hypothesen, die zudem noch als Streitfragen bezeichnet werden dürfen, als sichere Grundlagen wissenschaftlicher Erörterungen zu benutzen[1], wie andererseits auch in so anmassender Art von „Kompendienweisheit" und „offenbaren Unrichtigkeiten" zu sprechen, wo er auf abweichende Erklärungen trifft. Glaubt denn Bauer wirklich, dass er mit einer solchen Bemerkung die Erklärung von ʾaǰǰiqtōl aus ʾaqǰiqtōl und die Begründung dieser Form aus der Sprache des Affekts abtun kann? Dann müsste man wirklich sagen (wie er mir unterlegt), dass er noch keine rechte Vorstellung von streng wissenschaftlicher Arbeit habe und darum zu solcher Arbeit noch nicht reif sei. Vorläufig aber möchte ich annehmen, dass Bauer sich nur durch Aufregung, wie sie die Auslassungen in der Nachschrift zu seiner Erwiderung nahelegen, zu Aeusserungen wie die eben erwähnten hat verleiten lassen.

A. Poebel, z. Z. im Felde.

[1] Vergleiche auch Sp. 27, wo der gleiche Vorwurf der Vermengung von selbständiger und partizipialer Funktion hinsichtlich des Themas qatal erhoben ist.

[2] Nach der jetzt in seiner Erwiderung (Anm. 1 in Sp. 123) vorgebrachten Ansicht Bauers sind die pronominalen Elemente im Gegenteil so durchsichtig, dass wir „ganz deutlich erkennen können, dass das sog. Imperfekt in einer Zeit entstanden ist, wo das Pronomen der 2. Person noch nicht nach Zahl und Geschlecht differenziert war, dass es mithin älter ist als das sog. Perfekt." Wie Bauer die Annahme, dass das Pronomen der 2. Person zur Zeit der Entstehung von jaqtul noch nicht nach Zahl und Geschlecht differenziert war, mit beweiskräftigen Gründen zu beweisen und nicht nur ganz deutlich zu erkennen versuchen würde, wäre mir sehr interessant zu erfahren. Ich habe in meiner Besprechung gerade im Gegenteil behauptet, dass das Pronomen des Themas jaqtul hinsichtlich der Bestimmung von Zahl und Geschlecht die gleichen Elemente aufweist wie das des Themas qatal, und dass lediglich die Stellung der Elemente verschieden ist, d. h. dass in dem einen Fall das Personalelement selbst, in dem anderen der Komplex, der durch Personalelement und Verbalbasis gebildet ist, modifiziert wird. Daraus, dass hierdurch die Entstehung von jaqtul in eine relativ sehr frühe Sprachperiode zurückgewiesen wird, folgt selbstverständlich nicht, dass darum das Thema qatal zu späterer Zeit entstanden ist.

[1] Vergleiche beispielsweise, dass Bauer auch noch in seiner Erwiderung (Sp. 124) von seinem „Beweis dafür, dass akk. ikašad = qatal" ist, redet. Der Beweis soll, soviel ich Bauers dürftigen Ausführungen auf S. 20 seiner Arbeit entnehmen kann, darin bestehen, dass der Permansiv für das zu supponierende assyrische qatal nicht in Frage kommen kann, „da es wohl ein qatil und qatul, aber kein qatal enthält, und überdies durch die volle Form der Affixe seine junge Entstehung verrät." Warum kann denn qatal nicht geschwunden sein? Was nennt denn Bauer eigentlich volle Formen der Affixe, und warum sollen die ein Anzeichen für junge Entstehung und nicht z. B. ein Anzeichen für eine schon zu sehr früher Zeit abweichende Bahnen einschlagende Entwickelung sein?

Altertums-Berichte.

Museen.

Die Königlichen Museen zu Berlin haben in den Monaten November 1915 bis April 1916 folgende Erwerbungen gemacht: Antiquarium: Marmornes Frauenköpfchen von einem Relief, vermutlich aus Pergamon. Gipsabguss eines Reliefbruchstücks in Wien, das zu der Folge der Friesplatten Inv. Nr. 1483 gehört, vermutlich vom Tempel am Ilissos in Athen. Archaische Bronzefigur aus Arkadien (Sambon, Le Musée V, 1908. S. 21,

Fig. 4). Etruskischer rotfiguriger Stamnos mit schönen Henkeln in Form verschlungener Seepferde. Schwarz gefirnisstes Ringgefäss mit vier aufgesetzten Näpfen und plastischen Büsten komischer Schauspieler; aus Teanum. Sammlung hellenistischer und römischer Keramik aus Griechenland und Südrussland; darunter sogenannter megarischer Becher mit vollständig erhaltener Darstellung, aus Griechenland, ein anderer mit Jagdbildern und der Signatur *KIBPEI*, aus Süddrussland. — Aegyptische Abteilung: Eine Sammlung von über 500 Lichtbildern nach Aufnahmen aus dem heutigen ägyptischen Leben und von ägyptischen Altertümern.
(Amtl. Ber. Kgl. Kunstsamml. Nov. 1915 bis April 1916)

Aegypten.

Das Metropolitan Museum in New-York und das Museum of Fine Arts in Boston haben auch während des Krieges ihre bedeutenden Grabungsunternehmungen in Aegypten und Nubien fortsetzen können. Die Expedition hat sich an den verschiedenen Stätten des alten Theben betätigt und vor allem das Grab des Surer genau untersucht. Dieses Grab eines Schreibers, Kammerherrn und Fächerträgers des Königs Amenhotep III. war schon vor einigen Jahren auf Kosten des Königs von Sachsen auszugraben begonnen worden. Damals wurden zwei wundervolle Reliefs, Amenhotep auf dem Throne darstellend, gefunden. Die Amerikaner haben nun die noch unausgegrabenen Teile des Surergrabes erforscht. Sie entdeckten u. a. eine umfangreiche Papyrushandschrift, die einen Prozess behandelt und auch wertvolle Preisangaben enthält, und einen schönen Königskopf in schwarzem Granit, der wohl Thutmes IV. darstellt.

Die nähere Untersuchung des Friedhofes der ägyptischen Garnison zu Kerma in Nubien hat ergeben, dass die Grabhügel dieses Friedhofes einen bisher noch nicht bekannten Typus darstellen. Es sind die Gräber ägyptischer Gouverneure im Sudan. Ein Kreis von 70 bis 90 Metern Durchschnitt ist auf den harten Wüstenboden gezogen und mit einem ganz niedrigen Ziegelsteinwall umgeben. Kreuzweise ziehen Mauern durch diesen Kreis, die an der Peripherie höchstens 10 cm hoch sind, während sie in der Mitte bis zu einer Höhe von 2—3 Metern ansteigen. In der Mitte befindet sich eine gewölbte Kammer, die als Grab diente. Nach den enormen Knochenfunden zu schliessen, dürften bei den Leichenfeierlichkeiten über 1000 Rinder geschlachtet worden sein.
(Kunstchronik, März 1916). W.

Aus gelehrten Gesellschaften.

Die Deutsche Orient-Gesellschaft hielt am 8. Mai ihre diesjährige (18.) Hauptversammlung ab. Dem dabei erstatteten Jahresbericht zufolge hat die Grabung in Amarna auch im vergangenen Jahre ruhen müssen. In Babylon sind die Grabungen an der Ruine Babil vorläufig abgebrochen und die Arbeiten auf die Ostfront der Hauptburg beschränkt worden. Mitte Oktober musste die Expedition beim Anmarsch der Engländer ihr Arbeitsfeld verlassen, konnte aber im Dezember nach der Schlacht bei Ktesiphon dorthin zurückkehren. Bis zum März 1916 sind die Grabungsarbeiten indessen nicht wieder aufgenommen worden. Von den Publikationen der Gesellschaft erschien im Dezember 1915 Heft 56 der Mitteilungen, enthaltend einen Versuch Hroznýs, eine Entzifferung des Hethitischen vorzubereiten, einen einführenden Aufsatz aus der Feder Eduard Meyers über die Hethiter und einen Bericht Webers über die Arbeiten an den Boghazköitexten. Von den wissenschaftlichen Veröffentlichungen der DOG wurde ausgegeben das zweite Heft des 28. Bandes (Ebeling, Keilschrifttexte aus Assur religiösen Inhalts II) und der 29. Band (Watzinger, Antike Synagogen in Galiläa). Im Druck ist eine Publikation Koldeweys über das Ištartor in Babylon, in Vorbereitung die Veröffentlichung der Aufnahme des Stadtgebiets von Amarna durch Major Timme. Die Geschäfte führt zur Zeit Professor Schäfer an Stelle des im Felde stehenden Schriftführers Professor Güterbock. Die Zahl der Mitglieder hat sich trotz des Krieges auf erfreulicher Höhe gehalten.

In der Gesamtsitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften am 27. April legte Erman eine Arbeit Schäfers über „Nubische Texte im Dialekt der Kunuzi (Mundart von Abu Hôr)“ vor. Die Texte sind im Auftrage der Akademie auf der nubischen Expedition der Jahre 1908—1910 gesammelt und geben umfassende Proben des nördlichsten nubischen Dialektes, dessen Untergang durch die Anlage des Staubeckens bei Assuan besiegelt sein dürfte. Sie sind nach Diktaten des Nubiers Samuel Ali aufgenommen und enthalten ein ungewöhnlich reiches Material zur Kenntnis des nubischen Volkslebens.
(BT, 28. 4. 16). W.

In dem general meeting des Archaeological institute of America vom 29.—31. December 1915 sprachen u. a. William J. Hinke über the significance of the symbols on Babylonian boundary stones; W. Sherwood Fox über some Egypto-Roman embroideries in the Royal Ontario Museum, Toronto; Roger S. Loomis über treatment in art of Alexander the Great's celestial journey; A. W. Husband über the year of the crucifixion; G. C. Pier über personal ornaments of the ancient Egyptians.

Aus Anlass der Panama-Pacific Exhibition fanden Sitzungen des Arch. Inst. in San Francisco und San Diego statt (2.—5. Aug. und 11.—12. Aug. 1915), wobei unter anderem George Hempel über 1. trilingual glosses — hittite, assyrian, sumerian; 2. new light on the earliest history of mediterranean civilisation; 3. Minoan seals, und William F. Badé über the jewish sabbath in the light of babylonian archaeology sprach.

Personalien.

Der Privatdozent Dr. Karl Frank in Strassburg ist zum a. o. Prof. der Assyriologie und des modernen Türkisch dortselbst ernannt worden.

Sir Gaston Maspero, der Altmeister der französischen Aegyptologen, ist gestorben. Frankreich verliert in ihm einen seiner gefeiertsten Gelehrten. Geboren am 23. VI. 1846, hat er in seinem Geburtsort Paris, — seine Eltern waren Italiener, — seine Erziehung genossen und seine Studien betrieben. Ein kurzer Aufenthalt in Südamerika entfremdet ihn nur vorübergehend der Aegyptologie, 1869 schon wird er Répétiteur für Aegyptologie an der Ecole pratique des hautes études. 1870 dient er in der französischen Armee und wird daraufhin naturalisiert. 1873 folgt er seinem Lehrer de Rougé in der Professur am Collège de France, 1881—86 wirkt er in Kairo als Leiter der französischen Gelehrtenschule und nach Mariettes Tode als Direktor der Ausgrabungen und des Museums, lehrt dann bis 1899 wieder in Paris, um schliesslich bis 1913 wieder als Directeur général du service des antiquités in englisch-aegyptische Dienste zu treten. Vor einigen Jahren wurde er in den englischen Adelstand erhoben, nach Perrots Tode zum Sekretär der Pariser Akademie gewählt. Er gehörte zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften an, auch die Berliner Akad. d. Wiss. zählte ihn zu ihren Mitgliedern.

Masperos literarisches Schaffen war ungewöhnlich reich, auf jedem Gebiete der Aegyptologie hat der grosse Gelehrte durch die ungewöhnliche Fülle seiner Ideen anregend und fördernd gewirkt. Systematische Werke hat er uns nicht so sehr geschenkt, wie glänzende Essais, in denen er namentlich für die Kunst- Kultur- und

Religionsgeschichte Grundlegendes aussprach. Für die aegyptische Philologie ist die heute freilich überholte Erstausgabe der Pyramidentexte von höchster Bedeutung gewesen.

Als Verwaltungsbeamter hat Maspero in Anlehnung an Borchardts Plan den Catalogue général des Kairener Museums und die Aufnahme der nubischen Altertümer begonnen und nach Kräften gefördert, die Neuaufstellung des Museums und die sorgfältige Bewachung der Ruinenstätten des Landes geht auf ihn zurück.

Fremden Gelehrten ist er stets freundlich und hilfsbereit entgegengetreten, und die Engherzigkeit, die so manche Museumsleiter charakterisiert, ist ihm gänzlich fremd gewesen.

Zeitschriftenschau.

* = Besprechung; der Besprecher steht in ( ).

Allgemeine Missionszeitschrift. 1915:

März. H. Barge, Luthers Stellung zum Islam (Schluss). — *A. v. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten.

Archiv für Anthropologie. 1916:

N. F. B. XV. H. 1. *Carl Meinhof, Afrikanische Rechtsgebräuche (I. Ranke). — *Friedrich v. Müller, Spekulation und Mystik in der Heilkunde (I. Ranke).

Archiv für slav. Philologie. 1916:

36. Bd. 3. u. 4. H. *Miloš Weingart, Bulhaři a Carihrad před tisíciletím. Listz dějin byzantských vleoů na osvětu slovanskou (Bulgarien und Byzanz vor 1000 Jahren) (V. J.). — *G. M. Barac, Ueber die Herkunft der annalist. Erzählung vom Ursprunge Russlands (russ.). (Will sie auf den Josippon und das Sepher-ha-Jašar zurückführen!!) (Erdmann Hanisch).

Amtl. Ber. a. d. Kgl. Kunstsamml. Mai 1916: Archaische Thronende Göttin (Wiegand): Das Meisterwerk, das für die Beurteilung der Kunst des beginnenden 5. Jahrhunderts epochemachend ist, hat im Kriegsjahr 1915 dank der Freigebigkeit einer grösseren Anzahl von Freunden der antiken Kunst erworben werden können. Die Göttin sitzt auf einem Thron, dessen Erhaltung leider nur mässig ist. Gesicht und Körper ist ausgezeichnet erhalten, von den oberen Gliedmassen fehlen die Hände, die Fusszehen sind leicht verwittert. In der Hauptsache ist die Erhaltung der 1,5 m hohen Sitzfigur aber ausgezeichnet. Künstlerisch steht das Meisterwerk den Koren des Akropolismuseums nahe, übertrifft sie aber an Weiche des Ausdrucks.

Mathematische Aufgaben auf Papyrus (Schubart). Griechische Handschrift a. d. 2. Jahrh. n. Chr. Erwerbungen. Antiquarium: 2 grosse goldene Fibeln. in attischem Grabe mit Tongefässen geometrischen Stils zusammen gefunden. Goldener Schieber, archaisch, in Form einer viergeflügelten Göttin. Grosser silberner Fingerring aus Cypern.

Anthropos. 1914:

Band X—XI Heft 1, 2. Damian Kreichgauer, Die Astronomie des Kodex Nuttall. — A. Dirr, Zehn Lieder des Lesgiers Husein Suleiman oghlu (Aschuch Sögün). — Das Problem des Totemismus. Eine Diskussion über die Natur des Totemismus und die Methode seiner Erforschung (Fortsetzung). 8. N. W. Thomas, Totemism in Southern Nigeria. 9. Fr. Graebner, Totemismus als kulturgeschichtliches Problem. A. A. Goldenweiser, The method of investigating totemism. — Antoine Zebouin, Croyances populaires à Mossoul. — D. Kreichgauer, Kosmische Vorstellungen im Bilde prähistorischer Zeit (zu Gaerte's Aufsatz Anthropos IX S. 956 ff.). — *Leopold von Schröder, Arische Religion (W. Schmidt). — *E. Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde 5. Bd. (D. Kreichgauer). — *Arved v. Schultz, Die Pamir-Tadschik (W. Koppers). — Entgegnung von F. H. Weissbach (zur Besprechung seines Buches „Die Keilinschriften der Achämeniden).

Berliner Philologische Wochenschrift 1916:

16. *M. Jastrow, Babylonian-Assyrian birth-omens and their cultural significance (E. Ebeling). — *Paul V. Neugebauer, Tafeln zur astronomischen Chronologie II (F. Boll).

Bull. di Arch. e storia Dalmata. 1914 (publ. li 15. April 1916):

N.ro. 1—12. Observazione all' iscrizione geroglifica, pubblicata da G. Jéquier sulla Sfinge nel Peristilio del Palazzo di Diocleziano a Spalato (ad pag. 174—179 di questo periodico a. 1910) 1, Uebersetzung des Artikels von G. Maspero in der Revue critique d'histoire et de litterature 1912 pag. 186 f. 2, Brief Fr. G. Bissing's an Jéquier). — Bibligrafia: *Joseph Braun, Die liturgische Gewandung im Occident und Orient nach Ursprung und Entwickelung, Verwendung und Symbolik (1907.); *Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst. I. die altchristliche Kunst von ihren Anfängen bis zur Mitte des ersten Jahrtausend.

Deutsche Lit.-Ztg. 1916:

15. *Friedrich Stummer, Der kritische Wert der altaramäischen Ahikartexte aus Elephantine.

16. *Eduard Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprachen- und Altertumskunde 5. Bd. (K. Sapper).

17. *Sebestyén Gyula, A magyar rovásirás hiteles emlékei (die authentischen Denkmäler der ungarischen Kerbschrift (Ludwig Rácz). — *Richard Leonhard, Paphlagonia (W. Ruge).

Deutsche Rundschau. 1916:

April. M. v. Bunsen, Aus der Asiatischen Welt. Hausbootsleben in Kaschmir.

Geographischer Anzeiger. 1916:

3. Lehnert, Die Küstensiedlungen des Mittelländischen Meeres.

Geographische Zeitschrift. 1916:

XXII 1. F. Frech, Mesopotamien und der Weltkrieg. — A. Dix, Bulgarien in wirtschafts- und verkehrsgeographischer Beziehung.

2. E. Oberhummer, Die Türken und das osmanische Reich.

3. R. Marek, Südost-Europa und Vorderasien. Wirtschaftsleben und Handelsbeziehungen. — Neuigkeiten: Stand der Bagdadbahn. — *F. Freiherr von Tunkl, Newe Reisebeschreibung nacher Jerusalem undt dem Heiligen Landte. Anno 1662 (H. Zimmerer). — *A. Herrmann, Alte Geographie des unteren Oxusgebiets (W. Ruge). — *A. Engler, Die Pflanzenwelt Afrikas (G. Karsten).

Zur Besprechung eingelaufen.

* Bereits weitergegeben.

K. Seidenstücker, Südbuddhistische Studien I. Die Buddha-Legende in den Skulpturen des Äranda-Tempels zu Pagan. (Aus dem 9. Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten. XXXII 1914. Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde IV). Hamburg, 1916.

Die Türkei. Mit 215 Abbildungen. Zusammengestellt und eingeleitet von Franz Carl Endres. (Die ganze Welt im Bilde). München, Delphin-Verlag. 2 M.

Bey Oghlu, Türkische Frauen. Ihr Leben im Harem und im Spiegel türkischer Erzählungen. München, Delphin-Verlag. M. 1.80; geb. M. 2.80

Auge und Ohr im Sprachunterricht: Türkisch mit Hilfe der Sprechmaschine. Lehrheft (1. u. 2. Stufe, je 80 Pf.). Russisch ebenso. Stuttgart, M. Violet.

Mit einer Beilage von der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Verlag u. Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: F. E. Peiser, Königsberg i. Pr., Goltz-Allee 11.